SOZIOLOGIE DER LEIDEN

F. MÜLLER-LYER

SOZIOLOGIE DER LEIDEN

3.–5. Tausend

ALBERT LANGEN, MÜNCHEN
1920

Meiner lieben Frau

zugeeignet.

Vorwort

In den „Entwicklungsstufen der Menschheit“, die allerdings erst bis zum 5. Bande veröffentlicht sind, versuchte ich, eine „reine Soziologie“ aufzustellen; die „Soziologie der Leiden“, die ebenfalls auf eine größere Anzahl von Bänden berechnet ist, soll sich dagegen mit der „angewandten Soziologie“ beschäftigen. Das Leiden ist ja das praktische Zentralproblem der menschlichen Gesellschaft, und auf dieses Problem die in den „Entwicklungsstufen“ gewonnenen soziologischen Einsichten anzuwenden, ist die Aufgabe des vorliegenden Buches. Doch ist der Stoff so umfangreich, daß dieses Buch nur den allgemeinen Teil der Soziologie der Leiden behandeln kann; der spezielle Teil wird in später folgenden Büchern zur Darstellung kommen.

Die reine und die angewandte Soziologie lassen sich übrigens nur in der Definition, nicht in der Darstellung streng und scharf voneinander trennen. Die beiden Bücherfolgen werden also zugleich in dem Verhältnis der gegenseitigen Ergänzung stehen.

Daß ich schon jetzt mit der Veröffentlichung der „Soziologie der Leiden“ beginne, bevor noch die „Entwicklungsstufen“ fertig vorliegen, ist durch äußere Gründe veranlaßt, die z. T. im XVIII. Kap. erwähnt werden. Jedenfalls glaube ich, daß durch die sechs nunmehr veröffentlichten

soziologischen Bücher das Fundament und der genaue Plan derjenigen Wissenschaft in aller Klarheit gegeben sein wird, die mir als „Soziologie" im Geist vorschwebt.

München, im März 1914.

Inhaltsübersicht

Siebentes Kapitel

Nutzen der soziologischen Leidenslehre

Achtes Kapitel

Gesetzmäßigkeit der Leiden

Neuntes Kapitel

Die Leiden des Einzelnen als soziale Krankheiten

Zehntes Kapitel

Formen und Phasen des kausalen Gedankens

Elftes Kapitel

Wert und Bedeutung des Leidens

Fünfzehntes Kapitel

Das Ziel

Sechzehntes Kapitel

Der Weg

SOZIOLOGIE DER LEIDEN

Erstes Kapitel

Medizinische und soziologische Leidenslehre

„Es ist ein göttlich Werk,
den Schmerz zu stillen."
Hippokrates

Die medizinische Wissenschaft behandelt nur einen Teil, sogar nur einen kleinen Teil aller menschlichen Leiden, nämlich die Krankheiten der Organe des menschlichen Körpers.

Außer diesen Leiden gibt es aber fast unzählige andere, die den Krankheiten an Bedeutung durchaus nicht nachstehen, denen wir jeden Tag auf Schritt und Tritt begegnen und die überall menschliches Leben schädigen und zerstören.

Die Abgründe, in denen täglich Tausende lautlos versinken, jene schleichenden Gifte, die die Persönlichkeit langsam zur Entartung bringen und unter dem Hohn und der Verachtung der verständnislosen Zuschauer verkrüppeln und hinwelken lassen; die Klippen, an denen so viele Leben scheitern oder einen für immer unheilbaren Schaden mitnehmen; alle diese Übel bis hinunter zu den zahlreichen kleinen Stacheln und Spitzen, die einzeln für sich unbedeutend, aber zu Tausenden in unserem Gemüt stecken bleiben und durch alltägliches Wehetun eine nur allzu große Bedeutung haben: sie harren der Bearbeitung; sogar des Versuchs einer Bearbeitung. Nicht einmal die Frage danach ist gestellt worden.

Wo wir gehen und stehen, sobald wir nur die Augen aufschlagen, um unsere Umgebung aufmerk-

sam zu beobachten, finden wir uns von Übeln
und Leiden umgeben. — Alle diese Leiden und
Übel sind bis jetzt nur vereinzelt, aber keineswegs
in ihrer Gesamtheit und im Zusammenhang wissen-
schaftlich behandelt worden. Und es ist daher
ein — besonders einem Arzt — naheliegender Ge-
danke, die Medizin zu erweitern, *alle* menschlichen
Leiden der Wissenschaft zu unterwerfen und so
eine neue Lehre aufzustellen, die die sämtlichen
Leiden und Übel umfaßt und in wissenschaftlicher
Weise behandelt, so wie bisher die Medizin die
Erkrankungen der einzelnen Organe zu erkennen
und zu bekämpfen gelehrt hat.

Was also hier versucht werden soll, ist eine
ganz *allgemeine Pathologie*, eine *soziolo-
gische Pathologie*, die weit über die der Me-
dizin gesetzten Grenzen hinausgeht, von der die
Medizin vielmehr nur einen sehr kleinen Teil aus-
macht, eine »*größere Medizin*«, die die gesam-
ten Leiden und Übel, denen die menschliche Ge-
sellschaft und das Individuum unterworfen sind,
der wissenschaftlichen Bearbeitung unterziehen will.

Es ist eigentlich erstaunlich: Unsere Wissenschaft
hat das Kleinste und Größte beachtet, gewogen
und gemessen; sie hat die fernsten Fernen des
Kosmos mit Teleskopen durchschweift, sie hat
Myriaden von Gestirnen registriert, bis zu jenen
unsichtbaren, die nur durch die photographische
Platte erkannt werden können, und ihre Bewegungen
erforscht; sie hat Hunderttausende Arten von
Pflanzen und Tieren bis zu den nur mikroskopisch
wahrnehmbaren aufs genaueste beobachtet, be-
schrieben, mit besonderen Namen versehen und

klassifiziert, darunter z. B. allein etwa 250000 Arten von Insekten; die Chemie hat in mühseligen Arbeiten unzählige von chemischen Verbindungen hergestellt, beschrieben und zu erklären gesucht; wir besitzen vielbändige Werke, in denen die sämtlichen Inschriften und Überbleibsel des Altertums, oder die sämtlichen Wappen der mittelalterlichen Städte und Geschlechter gesammelt sind, ja sogar ganze Bibliotheken über griechische und lateinische Grammatik, — aber gerade diejenigen Angelegenheiten, die auf unser Wohl und Wehe die allerstärkste Macht ausüben, die uns am allernächsten liegen, unser Interesse am heftigsten herausfordern: die menschlichen Leiden und Übel, sie hat die Wissenschaft mit Nichtachtung gestraft, an ihnen ist sie wie in gewollter Blindheit vorübergeschritten.

Diese Tatsache ist so paradox, daß sie uns stutzig machen muß. Daß auf diesem Gebiete eine neue Wissenschaft gleichsam aus dem Ärmel geschüttelt werden soll, von der bisher die besten Denker nichts wissen wollten, gerade dies muß uns mißtrauisch machen. Ist ein solches Unternehmen nicht eine Unmöglichkeit? Und wenn es möglich ist, ist es nicht wertlos, unbrauchbar? Ist diese Idee eine von jenen vielen, die uns beim ersten Aufblitzen packen, begeistern, um dann bei schärferem Zusehen und tieferem Nachdenken in nichts zu zerstieben?

Ich glaube, daß von der Unmöglichkeit einer soziologischen Leidenslehre keine Rede sein kann; denn alles, was unser Bewußtsein erregt, was Gegenstand unseres Wissens ist, kann auch wissenschaftlich behandelt werden.

Der Hauptgrund aber, weshalb ich an eine solche

1*

Unmöglichkeit nicht glaube, ist für mich der, daß ich vor vielen Jahren die Ausarbeitung unternommen habe, und daß das Ergebnis dieser Arbeit mir in der ganzen verflossenen Zeit immer den Eindruck einer normalen und brauchbaren, wenn auch in den Anfängen begriffenen Wissenschaft gemacht hat.

Daß bis jetzt eine soziologische Pathologie fehlt, braucht uns nicht einzuschüchtern; denn in den letzten Jahrzehnten sind eine ganze Reihe neuer Wissenschaften, wie z. B. die physiologische Chemie, die Eugenik, die Aviatik, die Soziologie usw. ent-standen, an die vorher niemand gedacht hatte. Außerdem aber ist für den Kenner der Geschichte der Wissenschaften das Fehlen einer soziologischen Pathologie keineswegs erstaunlich, sondern es er-klärt sich sehr einfach aus den Gesetzen der Ent-wicklung der Wissenschaften, es ist geradezu der Ausdruck einer Gesetzmäßigkeit.

Der Aufbau unseres positiven Wissens ist näm-lich nicht aufs Geratewohl erfolgt, sondern nach einer bestimmten Gesetzmäßigkeit, die zuerst von Auguste Comte entdeckt worden ist, und die er als die Hierarchie der Wissenschaften bezeichnet hat.

Danach werden zunächst die einfacheren und allgemeineren Wissensgebiete in Angriff genommen und dann allmählich immer mehr die verwickelteren und besonderen. So sind z. B. die Erscheinungen, die wir an lebenden Körpern beobachten, ver-wickelter und weniger allgemein als die an leblosen Körpern (eine chemische Substanz z. B. oder ein schwingendes Pendel ist eine sehr viel einfachere Sache als ein lebender Wurm oder ein Aufgußtierchen); und deshalb traten die organischen Wissenschaften,

d. h. die Wissenschaften, die sich mit der Erforschung des Lebens beschäftigen, die Biologie und die Psychologie erst später ins Leben als die anorganischen Wissenschaften: die Astronomie, die Physik und die anorganische Chemie. Die Mathematik, die sich nur mit Messung und Bestimmung von Größen, also mit den einfachsten und allgemeinsten Eigenschaften der Dinge abgibt, stieg zuerst zum Rang einer Wissenschaft empor. Die Soziologie dagegen erschien unter allen Wissenschaften zuletzt; denn die menschliche Gesellschaft ist ein aus vielen einzelnen Lebewesen Zusammengesetztes, und die „überorganischen" Erscheinungen, die durch die Wechselwirkungen menschlicher Individuen entstehen, sind die allerverwickeltsten, gerade wie die astronomischen Bewegungen, die durch die Gravitation lebloser Himmelskörper zustande kommen, besonders einfach und verhältnismäßig leicht zu bestimmen und zu berechnen sind. Daher ist die Astronomie gleich nach der Mathematik die älteste unter den Wissenschaften, gerade wie die Soziologie die jüngste von ihnen ist.

Die Soziologie setzt die Psychologie voraus, diese die Biologie, die Biologie die Chemie und Physik, diese die Mathematik. Außerdem konnte die Soziologie erst dann auftreten, nachdem ihre Hilfswissenschaften: Geschichte, Völkerkunde, Prähistorie, vergleichende Sprachwissenschaft, Statistik, Nationalökonomie, Ethik usw. bis zu einem gewissen hohen Grad ausgebildet waren.

Kurz, die Entwicklung der Wissenschaft stellt einen Vorgang dar, der vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Allgemeinen zum Besonderen,

vom Leichten zum Schwierigen weiterschreitet. So erfaßte also die Wissenschaft

zuerst das Leblose, das anorganische Gebiet,
dann zweitens das Leben, das organische Gebiet, und
zuletzt erst das Zusammenleben, das überorganische Gebiet.

Daraus erklärt sich uns nun sehr einfach, warum es bisher keine soziologische Pathologie gegeben hat, und warum die Soziologie überhaupt eine noch so neue Wissenschaft ist. Das Fortschreiten der Wissenschaft beruht eben auf einer nach bestimmten Gesetzen sich vollziehenden Erweiterung, Bereicherung und Vertiefung unseres Bewußtseins; und bei diesem Vorgang kommen die eigentlichen menschlichen Angelegenheiten, die für uns gerade die allerwichtigsten, zugleich aber auch die allerverwickeltsten sind, notwendig zuletzt daran*).

Das Gesetz von der Hierarchie der Wissenschaften erklärt uns aber auch, warum die medizinische Leidenslehre schon zu hoher Blüte gekommen war, lange bevor man an eine soziologische Leidenslehre denken konnte.

Die Krankheiten haben nämlich eine rein biologische Seite, sie können am Einzelnen studiert werden, ohne daß der medizinische Forscher bei seiner Arbeit auf die verwickelten Beziehungen, unter denen die Individuen zusammenleben, irgendwelche Rücksicht zu nehmen braucht. — Ganz anders ist es mit der soziologischen Pathologie,

*) Näheres in F. Müller-Lyer „Der Sinn des Lebens", 36. Kap.

Sie erfaßt die Leiden von einem höheren Standpunkt aus, nämlich als soziale Vorgänge, sie setzt daher die Kenntnis der soziologischen Entwicklungs=vorgänge voraus, ohne die sie unmöglich wäre.

Aber, wird man fragen, sind denn die Leiden, die den Einzelnen treffen, sind es nicht rein in=dividuelle, oder, wenn der Ausdruck gestattet ist, gleichsam private Angelegenheiten, die durchaus nicht vor das Forum der Gesellschaftslehre gehören? Wenn der Einzelne ein Verbrechen oder eine Tor=heit begeht, wenn er Unglück hat oder mit seinem Nachbar in Streit gerät, wenn er seine Kinder schlecht auferzieht oder seine erbliche Belastung fortpflanzt, — sind denn das soziologische Erschei=nungen? — Ja, das s i n d soziologische Erschei=nungen. Und die Erkenntnis, daß nahezu a l l e Leiden des Individuums, soweit sie nicht auf Naturkatastrophen beruhen, Ausflüsse sozialer Krankheiten sind, gehört zu den bedeutendsten Entdeckungen der Soziologie, die ja schon jetzt und trotz ihrer Unfertigkeit bewiesen hat, daß sie unerhörte Umwertungen und gewaltige Umwand=lungen unseres gesamten Denkens in die Wege leiten wird. — Doch ist hier noch nicht der Ort, jene Sätze zu beweisen. Später (im VIII. und IX. Kapitel) werden wir sehen, daß die Leiden des Individuums nicht nur auf sozialen Krankheiten beruhen, sondern auch als ganz gesetzmäßige so=ziologische Erscheinungen zu betrachten sind. Vorerst aber müssen wir uns nun mit den Schwierig=keiten beschäftigen, die sich unserer Aufgabe ent=gegenstellen, und mit den Einwendungen, die man gegen das Gesagte erheben kann.

Zweites Kapitel

Schwierigkeiten und Einwendungen

Dem menschlichen Willen gegenüber ist die Welt ein System von Widerständen. All unserem Beginnen und Schaffen — von der Herstellung eines einfachen Gerätes bis zur Schaffung eines Kunstwerks oder einer Wissenschaft — stellen sich Widerstände entgegen, die zu überwinden sind. Allem Sein wohnt ein gewisses Beharrungs- oder Trägheitsvermögen inne, und alle Veränderung erfordert Kraft, Anstrengung und Arbeit. Und das ist gut so. Denn physiologisch betrachtet ist der menschliche Organismus geradezu eine Mechanik, geschaffen zur Überwindung von Widerständen, und aus der Überwindung von Widerständen und Schwierigkeiten — falls sie nicht übergroß sind — schöpft der Wille seine wahren Seligkeiten, die Freuden des Schaffens und des Gestaltens; ja ohne Widerstände wäre das Leben ein ödes Schlaraffendasein, in dem sich der Geist in Phlegma, der Muskel in Fett umwandelte und der Mensch langsam zu einem apathischen Idioten entarten müßte.

Diese Einsicht ist für den Kampf gegen die Leiden — wie wir später eingehender sehen werden — grundlegend; und in diesem Sinne wollen wir nun zunächst der Schwierigkeiten gedenken, die sich der Aufstellung einer soziologischen Leidenslehre entgegenstellen.

(Begriff des Leidens und des Übels) Vor allem wird man einwenden, daß der Begriff des Leidens nicht scharf definiert werden kann. Das Leiden

wie die Freude, wird man sagen, ist ganz und gar von der subjektiven Auffassung abhängig; diese wechselt aber je nach dem Alter, nach dem Geschlecht, nach dem Zeitalter, dem Ort, ja sogar nach momentanen Zuständen. Was dem einen ein Übel, ist dem andern ein Glück. Da sich nun Leiden und Übel nicht objektiv definieren lassen, so könne man auch auf so schwankenden Begriffen keine wissenschaftliche Lehre aufbauen.

Aber derselbe Einwand gilt auch für die Medizin. Bis zum heutigen Tag hat man noch keine scharfe Grenzlinie zwischen gesund und krank aufdecken können, und immer noch streiten sich die Gelehrten über den Begriff der Krankheit. Ich erinnere mich an eine Vorlesung von Prof. Kußmaul, in der der berühmte und geistreiche Kliniker den Begriff der Krankheit festzustellen suchte. Nachdem er alle bisherigen Definitionsversuche als verfehlt oder wenigstens als mangelhaft nachgewiesen hatte, kam er zum Schluß zu der humoristischen Definition: Wenn jemand in Ihre Sprechstunde kommt, um Sie zu konsultieren, können Sie ruhig annehmen, daß er krank ist, daß ihm etwas fehlt. — Wenn also die Ärzte hätten warten wollen, bis man das Wesen der Krankheit genau definieren konnte, so würde es bis auf den heutigen Tag noch keine Medizin geben. Und dieselbe Schwierigkeit besteht in allen andern Wissenschaften in der gleichen Weise. Die Wissenschaften beginnen eben nicht mit Definitionen, sondern mit Tatsachen, und die Definitionen kommen zuletzt und werden niemals vollkommen.

Wenn wir nun auch das Leiden nicht ganz scharf

definieren können, so weiß aber doch jedermann ganz gut zu unterscheiden zwischen Leid und Freude, zwischen Übel und Gut. Und die Übereinstimmung bei allen Individuen und bei allen Völkern aller Zeiten ist hier sehr groß. Jedermann weiß, daß Krankheiten und Seuchen, Hungersnot und Armut, Elend und Siechtum, Verbrechen und Krieg, Schande und Ehrlosigkeit, Knechtschaft und Gewalttat, die Trennung von geliebten Personen, der Tod usw. üble Dinge sind, und daß Gesundheit, Wohlstand, Ehrenhaftigkeit, Gerechtigkeit, Friede, Menschenliebe, Freundschaft, Genußfähigkeit, Frohmut begehrenswerte Güter sind. Die Übereinstimmung unter den Völkern verschiedener Zeiten und Stufen geht hier sogar viel weiter als in allen wissenschaftlichen oder rein intelligiblen Dingen, weil wir Gemütszustände unmittelbar am eigenen Leib verspüren, während Verstandessachen erst ausgedacht und ausgeklügelt werden müssen. — So hält z. B. auf astronomischem Gebiet der Europäer den Mond für eine Kugel, die sich um die Erde dreht, der Hottentotte dagegen für ein großes Stück Speck, das von einem Wolf verfolgt und gefressen wird; und während wir jetzt denken, daß die Krankheiten zum Teil von kleinsten Lebewesen herrühren, sind die Naturvölker überzeugt, daß sie dem Menschen von Dämonen und bösen Geistern zugefügt werden. — Wenn dagegen die Sprache auf Freuden und Schmerzen kommt, auf Gut und Übel, ist die Übereinstimmung bei allen Völkern doch viel größer. So hat uns z. B. Moses im 3. und 5. Buch eine Aufzählung aller derjenigen Leiden und Übel gegeben, die Jehovah über die Juden verhängen

wird, wenn sie seinen Geboten nicht Folge leisten. Und unter allen diesen Übeln — Hungersnöte, Dürre, Seuchen, wilde Tiere, Heuschrecken, Besiegung durch Feinde, Krankheiten usw. — befindet sich kein einziges, das nicht auch der moderne Mensch als ein Übel ansprechen würde, wenn auch — worauf wir noch später zu sprechen kommen werden — die meisten dieser Übel bei den fortgeschrittensten Kulturvölkern unterdessen fast völlig ausgerottet worden sind. Und ich glaube, von den vielen Hunderten von Arten des Leidens, die ich im Laufe der Jahre gesammelt habe, wird kein einziges nicht als solches anerkannt werden, in keinem einzigen Fall wird sich zwischen normalen Menschen darüber ein Streit erheben, ob wir es mit einem Leiden zu tun haben oder nicht.

Wenn wir also auch keine absolut vollkommene Definition von Leiden und Übel geben können, wissen wir aber doch im einzelnen Fall ganz genau, was übel und was gut ist. Und so läßt sich wenigstens eine für den Anfang ganz genügende Definition zunächst des Begriffes „Übel" geben, namentlich, wenn wir den Begriff mit seinem Gegenbegriff zusammenstellen. „Übel" ist alles, was das menschliche Leben stört und mindert. „Gut" ist alles, was das Leben fördert und steigert.

Freilich, um diesem Begriff, der ja ein Wertbegriff ist, die gehörige philosophische Vertiefung zuteil werden zu lassen, müssen wir wissen, was der letzte (wissenschaftlich erkennbare) Zweck und Sinn des Lebens ist. Als höchsten Zweck des Lebens und als die Bestimmung des Menschen habe ich nun in einem früheren Buch „Der Sinn

des Lebens und die Wissenschaft" (35. Kap.) die „Euphorie" aufgestellt, worunter ich die Verbindung größtmöglicher Glückseligkeit und objektiver Vollkommenheit des Lebens verstehe. Da ich aber jene Betrachtungen nicht wiederholen will, darf ich mich hier wohl damit begnügen, auf die frühere Schrift hinzuweisen; um so mehr, als die obige Definition für unsere Zwecke völlig ausreichend sein dürfte.

Nun haben wir aber bis jetzt, fast unwillkürlich, immer von Leiden und Übeln gesprochen, wobei sich beide Begriffe teils ergänzten, teils als identisch genommen wurden.

Wie verhält sich das Leiden zum Übel? Diese Frage ist wohl einfach zu beantworten: Das Übel ist die Ursache des Leidens, oder genauer: Das Übel bezeichnet dasselbe Ding von der objektiven, das Leiden von der subjektiven Seite. Übel ist die Beeinträchtigung des Lebens auf den Gegenstand, aufs Objekt bezogen, Leiden aufs Subjekt bezogen. Wenn z. B. ein Heuschreckenschwarm sich auf die Äcker eines Araberstamms ergießt und alles Genießbare verheert und wegfrißt, so ist dies ein Übel; der Hunger, dem der Stamm dadurch ausgesetzt ist, ist das dazugehörige Leiden. Das ist wohl klar.

Nun fehlt uns aber der Oberbegriff, der diese beiden Seitenbegriffe oder vielmehr den ganzen psychophysischen Vorgang (denn um einen solchen handelt es sich) in eines zusammenfaßt; und dieser Begriff fehlt unserer Sprache überhaupt gänzlich. Auch hier tritt wieder, wie bei jeder neuen Wissenschaft oder Horizonterweiterung, der Fall ein, daß die gegebene Natursprache mit ihrer Begriffsarmut nicht ausreicht. Und da außerdem das Wort

„Übel“ nach meiner Empfindung einen unangenehmen, spezifisch theologisch-pathetischen Beigeschmack hat*), so suchte ich aus andern Sprachen einen solchen Begriff zu gewinnen. Natürlich greift man bei solchen Gelegenheiten zur griechischen Sprache, die man ja frei behandeln darf, was mit den lebenden Sprachen leider nicht erlaubt ist. Das beste, was ich noch bei dieser Bemühung gewann, war Anthemese (von anti und hemeis, was gegen uns ist); oder Dysphorie (was die Euphorie stört). Doch bezweifle ich, ob diese geschraubten Fachausdrücke sich einbürgern könnten. Nun ist mir aber während der Arbeit über die Leiden und Übel namentlich in den einzelnen Fällen fortwährend und ganz unwillkürlich immerzu das Wort „Konflikt“ in die Feder geflossen. Und in der Tat, überall wo ein Leiden oder ein Übel vorliegt, handelt es sich im tiefern Grund um einen Zusammenstoß oder einen Widerstreit zwischen dem zielstrebenden Menschen und der anoischen Außenwelt, zwischen dem, was ist, und dem, was nach unserer Ansicht sein soll, zwischen der Idee und der Wirklichkeit. Ich werde also für den vermißten Oberbegriff mit Vorliebe das Wort „Konflikt“ benützen**).

(Die angebliche Unzahl der Leiden) Die

---

*) „An inquiry into the cause and origin of evil has always been esteemed one of the noblest and most important subjects in natural theology“, so beginnt der Erzbischof William King seinen „Essay on the Origin of Evil“ (London 1781), der aber den Ursprung der Übel leider lediglich von dem uns hier nicht weiter interessierenden theologischen Standpunkt aus zu behandeln sucht.

**) Über die „Anoia“ vgl. „Sinn des Lebens“, 2. Aufl., S. 14 ff., S. 274 ff.

Definierbarkeit der Übel und Leiden wird uns also keine großen Schwierigkeiten machen. Doch wird man denken, daß die Unzahl der Übel, denen wir alltäglich auf Schritt und Tritt begegnen, es wohl ganz unmöglich machen dürfte, sie je in einer auch nur annähernd erschöpfenden Naturgeschichte zusammenzufassen.

Doch auch diese angebliche Unzahl ist kein Hindernis. Ist es doch auch gelungen, die Tausende und Abertausende von Fixsternen, ja sogar die dem Auge unsichtbaren, allmählich zu registrieren; und es ist kaum wahrscheinlich, daß die Anzahl der Arten der Übel größer sein wird, als die Anzahl der Himmelskörper. Wenigstens erhielt ich schon nach wenigen Jahren des Sammelns den Eindruck, daß die Übel nicht durch die tatsächliche Vielheit der Arten, sondern vielmehr durch die ungeheure und alltägliche Wiederholung derselben Übel und besonders durch die außerordentliche Mannigfaltigkeit ihrer Verschlingungen und Verbindungen den Eindruck der Unzahl machen. Jedenfalls ist die Anzahl der Grundformen (wie wir bald sehen werden) keineswegs sehr groß; es besteht vielmehr hier ein ähnliches Verhältnis wie in der Chemie, wo ja die einzelnen Elemente noch nicht einmal die Hundertzahl erreichen, während die Zahl der Verbindungen, die daraus entstehen, allerdings ungeheuer und fast grenzenlos ist.

Dann aber ist es keineswegs notwendig, daß eine soziologische Pathologie sofort bei ihrem ersten Auftreten vollständig sei; sind doch die andern Wissenschaften, die sich mit einer ähnlichen Vielheit von Erscheinungen beschäftigen, anfänglich

auch sehr unvollständig gewesen, und erst die Arbeit vieler Generationen und Jahrhunderte hat sie allmählich immer mehr vervollständigt.

So kannten z. B. Dioscorides und Galenus höchstens 600 Pflanzen, Linné 8000, um 1812 waren schon gegen 30000, 1837 gegen 60000, 1849 gegen 100000 beschrieben*). Alexander von Humboldt**) spricht allein von 213000 Arten der Phanerogamen. Ebenso waren in der Chemie vor wenigen Jahrzehnten die Tausende und Abertausende von organischen Verbindungen, die heute dargestellt werden, noch fast alle unbekannt, ja sogar eine ganze Anzahl der chemischen Elemente sind erst in unserer Zeit entdeckt worden. Die Grundformen der Leiden und Übel dagegen glaube ich schon jetzt ziemlich vollständig zu kennen und aufzählen zu können (im V. Kap.).

*) Buckle, Geschichte der Zivilisation, II. S. 359
**) Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse

Drittes Kapitel

Die Forschungsmethode

Nun erhebt sich aber eine weitaus größere Schwierigkeit, als die bis jetzt erwähnten, nämlich die Frage nach der wissenschaftlichen Methode, die wir einer Leidenslehre zugrunde legen können. Die menschlichen Leiden und Übel stellen, wie wir soeben gesehen haben, auf den ersten Blick ein fast unendliches Chaos der mannigfaltigsten Erscheinungen dar, die, miteinander sinnlos und regellos verschlungen und verknüpft, kaleidoskopartig durch das tägliche Leben dahinfluten. Mit welchem Verfahren, nach welcher Methode kann dieses ungeheuerliche Durcheinander bearbeitet werden, damit eine Wissenschaft entsteht, die den widerstrebenden Stoff bändigt und gestaltet, sodaß sie für unser Handeln einen praktischen Wert hat?

Nun, diese Methode brauchen wir nicht erst zu erfinden; es ist selbstverständlich, daß wir einfach zu der bewährten und siegreichen Methode der Naturforschung unsere Zuflucht nehmen werden. Das naturwissenschaftliche Verfahren setzt sich nun aus folgenden vier Akten zusammen:

I. Sammeln und beschreiben II. Sichten und ordnen	Beschreibende Wissenschaft.
III. Erklären und verstehen	Induktive Wissenschaft.
IV. Anwenden und benützen	Angewandte Wissenschaft.

Zunächst handelt es sich um eine möglichst vollständige Sammlung aller Leiden. Wir haben ein-

fach alle die schlimmen Geister, die nach der griechischen Sage einst der Büchse der unvorsich⸗tigen Pandora entflohen sind, wieder einzufangen und in unserer Sammlung unterzubringen. Dieses Sammeln hat keine Schwierigkeiten; Leiden und Übeln begegnen wir ja auf Schritt und Tritt, sie sind unendlich viel häufiger als Insekten, Phanero⸗gamen oder Briefmarken.

Da bietet sich zuerst als das nächste Sammel⸗gebiet: die eigene Erfahrung. Niemand bleibt ja vom Leiden verschont. Und wenn dieses Gebiet selbstverständlich auch nur einen individuell be⸗grenzten Umfang haben kann, so ist es aber doch besonders wichtig als die einzige Quelle der *innern* Erfahrung und des innern Verständnisses.

Ein zweites Feld sind die Erzählungen anderer, mit denen uns Freundschaft und intimer Umgang, oft auch nur eine flüchtige Bekanntschaft zusammen⸗führt. Läßt sich doch der Mensch über nichts so gerne aus als über seine eigenen Leiden, und wer diesem Mitteilungsdrang ein williges Ohr leiht, der wird bald etwas anderes darin finden, als lang⸗weilige Klagelieder. Namentlich fruchtbar ist der Umgang mit Proletariern, Armen, Unglücklichen, die ja alle meist viel zugänglicher sind, als die sog. „Gebildeten“. Ein reichhaltiges Material fließt uns dann zu aus den *Tageszeitungen*; man kann kaum eine Nummer aus der Hand legen, ohne seine Sammlung in interessanter Weise bereichert zu haben. Besonders die Rubrik „Gerichtssaal“ und ferner die Zeitungen des Proletariats sind wahre Fundgruben. Dazu tritt nun das unerschöpfliche Material, das uns die *Weltgeschichte*, die Völker⸗

kunde, die Memoirenliteratur darbietet. Und von ganz besonderem, ja unschätzbarem Wert sind dann die schönen Künste. Vor allem die Literatur, Roman, Novelle, Drama, lyrisches Gedicht. Die Verwertung der schönen Literatur, sowie der bildenden Künste ist von solcher Bedeutung, daß wir später darauf noch in einem besonderen Kapitel (18. Kap.) ausführlich zu sprechen kommen müssen.

Viertes Kapitel

Systematik der Leiden

„Alle Wissenschaft beginnt mit der Sammlung und Zusammenstellung ihres empirischen Materials; und die Tabelle oder der Katalog ist die Primitivform der wissenschaftlichen Bearbeitung des Problems."

Wilhelm Ostwald

Nach dem Sammeln kommt als zweite Aufgabe das Sichten und Ordnen. Um über eine ungeheure Massenhaftigkeit von Einzelerscheinungen Herr zu werden, bedient sich der Naturforscher der Einteilung, der Klassifikation, des Systems: Wir brauchen also eine Systematik der Übel und Leiden.

Nun lesen wir häufig Aussprüche großer „Denker", die jedes Systematisieren verwerfen und darin geradezu ein Grundübel der Wissenschaft erblicken, ja es als eine Erfindung für Flachköpfe brandmarken. Die so reden und die sich gewöhnlich für besonders „freie und ungebundene Geister" erklären, während sie tatsächlich nur kraftlose und verwirrte Mystiker sind, haben sicherlich von dem Wesen und dem Aufbau einer modernen induktiven Wissenschaft nicht die leiseste Ahnung.

Das System ist ja das einzige wissenschaftliche Machtmittel des menschlichen Geistes überall da, wo er sich einem Chaos von Einzelerscheinungen gegenüber sieht, die er durch Ordnung zu bändigen und sich geistig untertan zu machen wünscht. „Divide et impera", teile und herrsche, dieser Spruch gilt nicht bloß für die welterobernden Römer, sondern er gilt auch für die welterobernde Wissenschaft.

2*

Allerdings ist ein System immer ein künstliches Hilfsmittel, das der Geist den Dingen aufzwingt, ein Werkzeug in unserer Hand, aber kein Götze, dem wir uns unterwerfen. Niemals kann deshalb ein System einen absoluten Wert beanspruchen; vielmehr muß man suchen, es immerfort zu verbessern. Doch ist ein unvollkommenes System (wie es z. B. in der Botanik das Linnésche war) noch immer besser als gar keines. Denn schon Bacon wußte es: veritas magis emergitur ex errore quam e confusione. Die Wahrheit entspringt eher dem Irrtum als der Verworrenheit.

Fünftes Kapitel

Die Klassifizierung

Wenn wir nun versuchen, die Leiden und Übel durch eine Klassifizierung zu ordnen, so wird vielleicht folgendes Einteilungsprinzip naheliegen: Eine Teilung in zwei große Klassen, nämlich in Konflikte, die durch menschliche Einrichtungen, und solche, die durch die außermenschliche Natur verursacht sind. Also: in Naturkonflikte und soziale Konflikte. So wären z. B. Naturkonflikte: Krankheiten, Alter, Tod, Hungersnöte, Erdbeben, Mißgeburten, Feuersbrünste, überhaupt alle Unglücksfälle, die sich nicht voraussehen lassen und daher unvermeidlich sind. Dagegen gehörten zu den sozialen Konflikten alle, die durch menschliche Einrichtungen verschuldet sind: z. B. Justizirrtümer, Streitigkeiten, Verbrechen, Aberglaube, Unduldsamkeit, Mißbrauch der Amtsgewalt usw.

Diese Einteilung hat auf den ersten Blick den Vorteil, daß sie alle Konflikte gleichsam in heilbare und in unvermeidliche oder unheilbare zu teilen scheint. Doch zeigte eine nähere Betrachtung, daß gerade diese Scheidung auf Sand gebaut ist. Denn die allermeisten Naturkonflikte können durch menschliche Einrichtungen aus der Welt geschafft werden. Ja viele Übel, wie z. B. die großen Seuchen, Hungersnöte und Feuersbrünste des Mittelalters, sowie fast die sämtlichen Leiden, mit denen Jehova zur Zeit des Moses die Juden bedrohte, sind bereits jetzt bei den Kulturvölkern durch menschliche Einrichtungen beinahe völlig

beseitigt worden. Im Naturzustand sind Naturkonflikte selbstverständlich weitaus überwiegend; mit steigender Kultur werden aus den Naturkonflikten mehr und mehr Sozialkonflikte. Was früher durch die Natur verursacht war, ist später durch die Mangelhaftigkeit einer menschlichen Einrichtung verschuldet. Ja, um die Hauptsache zu sagen, es gibt wahrscheinlich überhaupt keinen Naturkonflikt, der nicht durch soziale Einrichtungen irgendwie und bis zu einem gewissen Grad bekämpft werden könnte. Und wenn auch manche Naturkonflikte immer als solche bestehen werden, so ist aber doch der Unterschied zwischen ihnen und den sozialen Konflikten ein fließender (im wörtlichen Sinn des Wortes) und kann daher nicht als ein brauchbares Einteilungsprinzip benützt werden.

Am zweckmäßigsten wird jedenfalls eine rein empirische Einteilung sein, die zunächst von allen aprioristischen Ideen absieht. Man legt die nächstverwandten Erscheinungen zunächst zu Familien zusammen, eine Anzahl verwandter Familien vereinigt man zu Gattungen, verwandte Gattungen zu Klassen usw.

Auf diese Art bin ich zu einer Systematik oder Einteilung gekommen, die ich schon an dieser Stelle mitteilen will, weil der Leser dadurch zugleich über die wichtigsten Erscheinungen, um die es sich in einer soziologischen Leidenslehre handelt, am raschesten und einfachsten einen Überblick gewinnen wird. Zwar wird diese Aufzählung leider eine etwas trockene Lektüre gewähren; da sie aber durchaus notwendig und nützlich ist, wollen wir nun versuchen, die einzelnen Gruppen, eine nach der

andern, vorzuführen und so kurz wie möglich zu kennzeichnen.

Einteilung der Konflikte

Als eine erste Gruppe kommen in Betracht: die Krankheiten. Sie sind bekanntlich schon seit langer Zeit der wissenschaftlichen Bearbeitung unterworfen worden. Und gerade die altehrwürdige Medizin kann in vieler Beziehung ihrer jüngeren Schwester, der Soziologie der Leiden, geradezu als Vorbild dienen. Doch bis in die neuesten Zeiten*) hinein studierte die Medizin die Krankheiten nur als Zustände des Individuums, als biologische Zustände, wie wir schon früher sahen. Erst in der neuen Zeit hat die Medizin den großartigen Umschwung von der individualen zur sozialen oder soziologischen Medizin vollzogen, sie ist über das bloß „individuale Mittel" (d. h. die Behandlung der bereits ausgebrochenen Krankheit) hinausgegangen zum „sozialen Mittel", d. h. zur Prophylaxe, zur Krankheitsverhütung. Diesen segensreichen Übergang von der »individualen zur sozialen Hilfe«, zum sozialen Kampf gegen die Krankheiten hat einer der größten Wohltäter der Menschheit und Begründer der soziologischen Medizin, Pettenkofer, in folgender geradezu klassischen Weise charakterisiert. Wie die Güterproduktion, so sagt er ungefähr, stets unvollkommen bleibt, solange jeder einzelne für sich wirtschaftet, wie eine höhere Entwicklung nur dadurch zu erreichen ist, daß alle für und miteinander arbeiten, wie auf dieser höheren

*) Von der Parallelentwicklung im Altertum sehen wir hier ab.

Stufe das wirtschaftliche Gedeihen des Einzelnen ganz und gar abhängt von der Gesamtheit, so besteht auch die engste Abhängigkeit der Gesundheit des Einzelnen von dem Gesundheitszustand aller anderen: eine Gemeinsamkeit der Gesundheitsgefahren, der auch nur durch gemeinsame Abwehr begegnet werden kann. Wenn ein großer hygienischer Fortschritt erzielt werden soll, muß das Niveau der Lebensbedingungen der Gesamtheit gehoben werden, gerade so, wie sich nur auf diesem Wege ein großer Fortschritt in Wirtschaft und Kultur erzielen läßt.

In diesen Worten ist die unerhörte Überlegenheit der soziologischen oder sozialen Medizin über die individuale sehr deutlich ausgesprochen. Sobald einmal eine Krankheit ausgebrochen ist, ist die Sache schon verfahren, man kann dann nur noch das rein „individuale Mittel" anwenden: bettliegen, abwarten, Medizin einnehmen, operieren usw. Wenn es aber gelingt, das soziale Mittel anzuwenden, die Prophylaxe, so kommt die Krankheit gar nicht auf. Vor Pettenkofer behandelte man z. B. den Typhus rein individual; allein in München erkrankten damals Tausende, und Hunderte starben, und alljährlich holte sich diese Pest ihre Opfer. Als dann Pettenkofer zum „sozialen Mittel" griff, als er durch Wasserversorgung und Kanalisierung jener Seuche die Wurzel abgeschnitten hatte, da hörte die Epidemie einfach auf, und das verrufene München wurde eine gesunde Stadt. — Hier sehen wir, welche außerordentliche Wirkung eine soziologische Behandlung der Leiden auszuüben vermag. Könnte man der Hygiene noch die

künstliche Zuchtwahl und bessere Lebensbedingungen für das arbeitende Volk hinzufügen, so würden die allermeisten Krankheiten überhaupt gar nicht entstehen können, sie wären nach und nach fast vollkommen zu verhüten. — Und dieselbe Wirkung könnte auf alle menschlichen Leiden ausgedehnt werden; die Bekämpfung mit sozialen Mitteln ließe fast alle menschlichen Leiden ebenso verschwinden, wie die soziale Medizin die Seuchen des Mittelalters zum Verschwinden gebracht hat.

So gibt uns also die soziale Medizin, die am weitesten fortgeschrittene Wissenschaft vom Kampf gegen Leiden, das Vorbild ab für die gesamte Soziologie der Leiden. Die Soziologie der Leiden ist weiter gar nichts anderes als die „größere Medizin", die die Methode der sozialen Medizin auf alle menschlichen Leiden und Übel ausdehnen will. Selbstverständlich gehört nur die soziale Medizin zur „soziologischen Pathologie"; wir werden die Krankheiten nur insofern zu betrachten haben, als sie soziologische Erscheinungen sind; die individuale Medizin ist und bleibt eine rein biologische Wissenschaft.

Ganz eng an die Krankheiten, als ebenfalls zugleich biologische Leiden, schließen sich an: die normalen Übel der ontogenetischen Entwicklung: das Gebären, Menstruieren, Zahnen, die Leiden des Alters und der Tod und die daraus entstehenden Folgeübel. — Sogar der Tod läßt sich durch das soziale Mittel, zwar nicht beseitigen, aber doch bekämpfen und zurückdrängen. Durch die öffentliche Hygiene ist das durchschnittliche

Lebensalter von 35 Jahren jetzt auf 42, in Norwegen sogar auf 50 Jahre verlängert worden; d. h. in Deutschland allein hat das soziologische Mittel alljährlich bereits Millionen Lebensjahre dem Tod, dem sie sonst verfallen gewesen wären, abgerungen.

Sehr nahe verwandt mit den Krankheiten ist dann die große Gruppe der Atypieen, die zum Teil fast noch in das Gebiet der medizinischen Pathologie (aber nicht der Nosologie) fallen. Die Atypen sind die abnormen Menschen mit angebornen abnormen (atypischen) Eigenschaften. Die Atypieen können die körperlichen Eigenschaften betreffen (z. B. Zwergwuchs, ausgesprochene Häßlichkeit) oder sie können sich auf den Charakter (Triebleben, Gemüt) beziehen (z. B. moralischer Schwachsinn, angeborenes Verbrechertum) oder auf die Intelligenz (z. B. Idiotie und Genie). Und wir unterscheiden auf diesen drei Gebieten wiederum drei Arten von Atypieen:

1. die Hypotypen, die unter dem Durchschnitt sind (z. B. Idioten, die Minderwertigen aller Art);
2. die Hypertypen, die über dem Durchschnitt sind (z. B. die Genies und die Talente), und
3. die Paratypen, die neben der Norm stehen; z. B. die problematischen Naturen, die Menschen mit abnormen Trieben und Drängen, bei denen abnorme Gutmütigkeit, Jähzorn, Neid, Bosheit, Neigung zum Lügen besonders stark, ja bis zur Kanaillerie und zum Satanismus usw. entwickelt sein können.

Man wird sich vielleicht wundern, daß wir auch

die Hypertypie zu den Konflikten rechnen. Wir müssen aber bedenken, wie häufig das Genie für seinen Besitzer ein Unglück ist.

Die Atypieen sind viel häufiger und wichtiger, als man sich gewöhnlich vorstellt. Von etwa 400 Deutschen ist ungefähr einer geisteskrank*); da es nun aber neben den ausgesprochenen Geisteskranken auch noch viele gibt, die bloß halb oder dreiviertel oder neunzehntel geistig abnorm sind, kurz alle möglichen Übergänge zwischen krank und normal, so müssen wir annehmen, daß die Zahl dieser Fälle noch viel größer ist als die der vollkommen Gestörten. Und die tägliche Erfahrung lehrt in der Tat, daß die Zahl der Sonderlinge, der Querköpfe und so weiter außerordentlich groß ist. Ja, daß ganz Normale wohl sehr selten sind; eine Paratypie oder dgl. kommt ja auch beim Genie vor, so daß im strengsten Sinn des Worts Atypie eigentlich nicht die Ausnahme, sondern fast eher die Regel ist.

Den Atypieen sind als nächste Gruppe der Konflikte die *Miliosen* nahe verwandt, so nahe, daß beide Gruppen oft nur prinzipiell und theoretisch getrennt werden können, daß man manches Mal im speziellen Fall oft nicht sagen kann, ob wir das Opfer einer Atypie oder einer Miliose vor uns haben. Unter einer Miliose verstehen wir nämlich eine Schädigung des Menschen durch das

*) In Preußen wurden 1895 82850 Geisteskranke gezählt, d. i. 2,6‰, von denen 43711 in Irrenanstalten untergebracht waren. Näheres z. B. im Handwörterbuch der Staatswissenschaften. 3. Aufl. 5. B. S. 711.

Milieu, die Umwelt, während die Atypieen, wie schon bemerkt, angeboren sind und auf einer Besonderheit des Keimstoffes beruhen.

Zu seiner Entfaltung zum Kulturmenschen bedarf ein jeder der günstigen Umstände; er muß eine kulturgemäße Erziehung genossen haben und er muß in einer Gesellschaft leben, die der Entfaltung seiner Anlagen weder unüberwindliche noch allzu geringe Widerstände entgegenstellt.

Von diesem Standpunkt aus gesehen ist die Miliose ein ungeheuer verbreitetes Übel. Die Handarbeiter und Bauern sind meist geistig verkümmert, die Geistesarbeiter körperlich; die Armen sind durch ihr Elend oft geistig und körperlich verkrüppelt, während die Reichen und Überreichen durch Genußsucht und Müßiggang ebenfalls vielfach der Entartung verfallen sind. Unsere „Erziehung“ ist noch immer so minderwertig, daß ein wirklicher Kulturmensch nicht die Norm, sondern geradezu eine Seltenheit ist.

Eingeteilt werden die Miliosen in drei Unterabteilungen:

1. die Komprachikosen,
2. die Milieu-Umschwünge und
3. die Situationskonflikte.

1. Die Komprachikosen sind dauernde Verkümmerungen. Entartungen, die durch den länger dauernden Verbleib in einem ungünstigen, nicht kulturgemäßen Milieu herbeigeführt werden. Es sind dies so schwere Entartungen der Person, daß dem Betroffenen meist, gerade wie bei den schweren Geisteskrankheiten, das „*Krankheitsbewußtsein*“ völlig fehlt, daß er seinen Zustand für ganz nor-

mal und richtig hält. (So finden es z. B. die Frauen der Australier für ganz richtig, daß sie den Männern die schwersten Arbeiten abnehmen müssen, und den Sklaven auf Fidschi gilt es als selbstverständlich, daß sie von ihren Herren aufgefressen werden.) Gerade deshalb habe ich dafür den grellen Namen Komprachikose gewählt.

Im Mittelalter pflegte man nämlich Kinder, teils durch Apparate, die den schwangern Müttern angelegt wurden, teils durch Operationen an den Neugeborenen (indem man z. B. den Mund bis zu den Ohren hin erweiterte) zu verstümmeln und zu verkrüppeln. Solche Kinder, die uns Victor Hugo in seinem Roman „L'homme qui rit" geschildert hat, nannte man Komprachikos. Sie wurden um schweres Geld an die Höfe des hohen Adels verkauft, um dort den Leuten, ähnlich wie die Hofnarren, zur Belustigung zu dienen, oder sie wurden auch auf den Jahrmärkten dem Volk in den Schaubuden gezeigt, und es ging ein schwunghafter Handel mit diesen Komprachikos. Die Miliosen, die zu einer dauernden Verstümmelung des Intellekts, des Charakters oder des Leibes führen, werden wir daher Komprachikosen nennen.

2. Eine zweite Art der Miliosen sind die „Milieu-Umschwünge", d. h. Vorgänge, durch die ein Mensch mehr oder weniger plötzlich in ein ihm bis dahin fremdes Milieu versetzt wird, an das er sich nicht anzupassen vermag. Dahin gehört z. B. der Konflikt des Emporkömmlings und umgekehrt der des Herabkömmlings, ferner der Konflikt des Auswanderers, der dauernd am Heimweh krankt und endlich nach Hause ge-

kommen, sich auch da nicht mehr wohl fühlen kann usw.

3. Mit den Milieu-Umschlägen sind wir nun schon mitten in die dritte Art der Miliosen, in das große und außerordentlich gestaltenreiche Gebiet der *Situationskonflikte* hineingeraten. Situationskonflikte sind einfach akute Miliosen. Solche Augenblicksmiliosen können furchtbar sein. Situationen können wie Gifte wirken, die einen Menschen akut oder chronisch zu einem entarteten Wesen machen, gerade wie Vergiftungen durch Belladonna oder Strychnin, Blei oder Arsenik. Man erzählt von Matrosen, die auf einem einsam treibenden Schiff dem Verhungern verfielen und Kannibalen wurden, sodaß sie sich gegenseitig auffraßen; von gefangenen englischen Offizieren, deren Gefängnis nur ein einziges Luftloch enthielt, so daß sie sich mit Füßen traten, um an diese Öffnung zu kommen und nicht ersticken zu müssen. Eine Situation kann aus einem ehrlichen Mann einen Verbrecher machen, so z. B. wenn er unschuldig verurteilt worden ist; durch Häufung der Umstände kann auch ein ruhiger Mensch schließlich in Wut und Raserei versetzt werden, er kann in Gewissenskonflikte hineingeraten, aus denen er als ein gebrochenes Wesen hervorgeht. — „Jedwede Tugend ist fleckenfrei bis auf den Augenblick der Probe", und wenn die Probe zu schwer ist, so wird sie nicht bestanden — von keinem. Hier spielt die „Tücke des Objekts", wie Vischer sagte, d. h. der Zufall, seine gewaltige Rolle. Er entscheidet nur allzu oft darüber, ob wir reich oder bettelarm, ob wir angesehen oder verachtet,

ob wir mit einem Flecken auf der Ehre durchs ganze Leben wandeln müssen. — Gerade aber den sinnlos waltenden Zufall auszuschließen, muß eine der wichtigsten Aufgaben der fortschreitenden Kultur sein.

Die Atypieen und Miliosen im weitesten Sinn, stellen zugleich die allgemeinsten Arten der Konflikte dar; denn jedem Konflikt des Individuums liegt ja entweder eine innere oder äußere Ursache unmittelbar zugrunde.

So beruhen denn auch, im allgemeinsten Sinn, die sämtlichen Krankheiten entweder auf Atypie oder Milieueinflüssen, und nicht weniger die Konflikte, die wir nun auf den folgenden *Spezialgebieten* noch kennen lernen werden. —

Bis hierher haben wir nämlich den Menschen einfach als ein Lebewesen im allgemeinen in Betracht gezogen; alle bisher genannten Konflikte waren intrapersönliche Konflikte, d. h. solche, die sich innerhalb eines einzelnen Individuums abspielten und dieses in seiner Eigenschaft als empfindendes und duldendes Lebewesen mehr oder weniger dauernd schädigten, etwa so wie eine akute oder chronische Vergiftung.

Die bisherigen Gruppen der Konflikte können wir daher auch in die *Klasse der ontonomischen Konflikte* zusammenfassen.

Nun ist der Mensch aber nicht nur ein Lebewesen im allgemeinen, sondern er ist auch ein geschlechtliches Wesen, das mit seinen stärksten Bedürfnissen auf ein Wesen des andern Geschlechts angewiesen ist und außerdem durch die natürlichen

Beziehungen, die zwischen Eltern und Kindern obwalten, gebunden ist.

(Geneonomische Konflikte) Hier betreten wir also ein neues Gebiet, das Gebiet der Sexual- und Familienkonflikte, die eine neue Klasse bilden, die Klasse der Sexuosen und der Familiosen.

Diese Klasse von Konflikten beschäftigt den menschlichen Geist in der neuern Zeit ganz besonders stark. Unter den Tausenden und Abertausenden Erzeugnissen der belletristischen Literatur (Roman, Novelle, Drama usw.) werden wir nur wenige finden, bei denen nicht ein geschlechtlicher oder ein Familienkonflikt im Vordergrund steht und die Dominante bildet. Ja gerade auf diesem Gebiet hat die Kunst in ungemein gründlicher Weise der Wissenschaft vorgearbeitet.

Wie schon angedeutet, teilen wir diese ganze Klasse der Arterhaltungs- oder geneonomischen Konflikte in zwei große Gattungen:

1. Sexualkonflikte und
2. Familienkonflikte.

Die Sexualkonflikte betreffen das Geschlechtsverhältnis, d. h. das Verhältnis zwischen Mann und Frau, die Familienkonflikte das Generationsverhältnis, d. h. das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern.

Die Sexualkonflikte teilen wir in folgende Gruppen ein:

1. Gegenstandslose Liebe,
2. Unerwiderte Liebe,
3. Unvollständige Liebe,
4. Verfehlte Liebe,
5. Schädigende Liebe (Katasexuosen),

6. Gestörte Liebe (gestört z. B. durch dritte Personen, sog. Terzkonflikte).
7. Betrogene und verratene Liebe,
8. Prostituierte Liebe,
9. Witwertum und Scheidung (z. B. Konflikte der Witwe, der geschiedenen Frau usw.).

Die Familienkonflikte lassen sich wieder in vier Gruppen einteilen, je nachdem nämlich die schädigenden Einflüsse ausgeübt werden:

1. von den Eltern auf die Kinder,
2. von den Kindern auf die Eltern,
3. von den Geschwistern aufeinander,
4. von einzelnen Familien aufeinander.

Zu der ersten Gruppe gehören:

a) die Konflikte durch Dysgenie (übertragene Belastung),
b) die Erziehungskonflikte (z. B. durch Mißbrauch der elterlichen Gewalt),
c) die Erbschaftskonflikte,
d) die Berufswahlkonflikte,
e) Konflikte durch Armut und Krankheit, durch vorzeitigen Tod der Eltern, durch uneheliche Erzeugung, durch Minderwertigkeit der Eltern (Alkoholismus, Verbrechertum usw.).

(Demonomische Konflikte) Wir haben nun den Menschen zuerst als ein einfaches Lebewesen, dann als ein geschlechtliches Wesen betrachtet. Zu einer neuen Klasse von Konflikten gelangen wir, wenn wir jetzt die Leiden und Übel ins Auge fassen, denen der Mensch als ein soziales Wesen unterworfen ist. Der Mensch ist ja kein einzeln schweifendes Raubtier, sondern ein soziales Ge-

schöpf, nur denkbar als Mitglied einer Gesellschaft (demos); daher werden wir diese Konflikte als demonomische Konflikte oder Demonosen bezeichnen.

Die demonomischen Konflikte können wir wieder in vier Gattungen einteilen,

1. die interpersönlichen Konflikte, d. h. Fälle, wo zwei Menschen, durch Schicksalsmächte getrieben, derart aufeinanderstoßen, daß sie in Streit geraten und sich als Feinde betrachten: interpersönliche Echthrosen,

2. die Fälle, in denen der Einzelne mit dem Ganzen, das Individuum mit dem Staat in Kollision gerät,

3. die Gruppenechthrosen, Klassenfeindschaften und

4. die allgemeinen Herdenzwänge, die in unnützlicher und überflüssiger Weise mehr oder weniger auf fast allen Individuen lasten und die zumeist auf veralteten Sitten und Gebräuchen beruhen.

Zu der Gruppe der interpersönlichen Konflikte gehören wieder

a) die Geselligkeitskonflikte, die Feindschaften, die durch das Bedürfnis des geselligen Verkehrs entstehen (Geselligkeitsechthrosen),
b) die Echthrosen durch Wettbewerb, die Konflikte der Nebenbuhler, die beide sich um denselben Gegenstand bewerben,
c) die Echthrosen, die aus der Arbeitsteilung entstehen und zu denen die Berufskonflikte gehören: so z. B.
   Käufer und Verkäufer,
   Verleger und Autor,
   Verachtete Berufe,

Kooperationskonflikte zwischen Assoziierten, Koordinierten.
Subordinationskonflikte zwischen Vorgesetzten und Untergebenen (z. B. Dienstbotenverhältnis) usw.

Zu der zweiten Gruppe, den Konflikten zwischen dem Einzelnen und dem Ganzen, rechnen wir den Mißbrauch der Staatsgewalt, die Justizirrtümer, den Amtsmißbrauch usw. und ferner die Verbrechen, mögen sie nun durch eine Hypotypie (geborener Verbrecher), eine Miliose (Gewohnheitsverbrecher), oder durch eine Situation (Situationsverbrecher) verursacht sein.

Zu den (intranationalen) Gruppenechthrosen rechnen wir die Feindschaften zwischen Reichen und Armen (Vorderhaus und Hinterhaus), zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten, Herren und Knechten, zwischen Gebildeten und Ungebildeten, zwischen den Ständen, zwischen den einzelnen Berufen, soweit diese in Organisationen ausgefochten werden; außerdem die Konflikte, die durch die Entwicklung des sozialen Körpers hervorgerufen werden, so die uralten Konflikte zwischen Konservativen und Fortschrittlern, die Kollisionen zwischen der Alten und Neuen Zeit usw.

Zu den Herdenzwängen (soweit sie sinnloser und unnützlicher Art sind) zählen wir alle Sitten und Gebräuche, die ihrer Zeit nicht angepaßt sind, sondern teils als Überlebsel aus ältern Zeiten, teils als geistige Epidemien die Freiheit beengen und belasten, so z. B. den Kleiderzwang der Mode, sinnlos gewordene Sitten, Usancen (usus tyrannus), veraltete Religionen, Zeremonien, Aberglauben usw., die nach dem Gesetz der Trägheit weiterleben und auf die das Wort Shakespeares paßt:

„So wills der Brauch.
Doch wenn sich alles vor Gebräuchen schmiegt,
Wird nie der Staub der Vorzeit abgestreift,
Berghoher Irrtum wird so aufgehäuft,
Daß Wahrheit nie ihn überragt.“

Coriolan bei Shakespeare, übers. von Brandes.

Ferner die geistigen Seuchen, so z. B. der Hexenwahn im Mittelalter, der Mammonismus in unserer Zeit usw.

Eine weitere Klasse von Konflikten sind nun die internationalen, die Kämpfe zwischen den Völkern: Krieg, Wettrüsten, Eroberung, Unterdrückung, Sklaverei, Rassenkampf, Zollwesen usw.

Alle bisherigen Konflikte bezogen sich ausschließlich auf Menschen. Eine letzte Klasse umfaßt nun noch alle Konflikte, die sich auf das Verhältnis des Menschen zu den Tieren beziehen, die ja als unsere nächsten Verwandten und als ebenfalls freude- und schmerzempfindende Geschöpfe in einer Leidenslehre durchaus nicht vergessen werden dürfen (Tierkonflikte). —

Fassen wir das Ganze zusammen, so gelangen wir zu folgender Übersicht über die Systematik der Leiden und Übel:

A. Erste Klasse: **Ontonomische Konflikte.**

I. Die Krankheiten.

II. Die Atypieen (9 Arten).

	Körper	Charakter	Intellekt betreffend
1. Hypertypie			
2. Hypotypie			
3. Paratypie			

III. Miliosen (Konflikte durch das Milieu).
1. Komprachikosen = dauernde Verkümmerungen,
2. Situationskonflikte = akute Miliosen,
3. Milieu-Umschwünge.

B. Zweite Klasse: **Geneonomische Konflikte.**

IV. Sexualkonflikte (Sexuosen).

V. Familienkonflikte.
1. Einflüsse der Eltern auf die Kinder:
   a) durch vorzeitigen Tod der Eltern, durch Dysgenie, durch uneheliche Erzeugung,
   b) durch Minderwertigkeit der Eltern (Alkoholismus, Verbrechertum), durch Mißbrauch der elterlichen Gewalt,
   c) Erziehungskonflikte,
   d) Berufswahlkonflikte,
   e) Erbschaftskonflikte,
   f) Konflikte zwischen der alten und neuen Generation,
2. Schädigungen der Eltern durch die Kinder,
3. Konflikte zwischen Geschwistern,
4. Konflikte zwischen Familien,
5. Konflikte der Familie nach außen.

C. Dritte Klasse: **Demonomische Konflikte.**

VI. Interpersönliche Echthrosen.
1. Geselligkeitsechthrosen,
2. Echthrosen durch Wettbewerb,
3. Berufskonflikte.

VII. Konflikte zwischen dem Einzelnen und dem Staate.
1. Machtmißbrauch,

2. Verbrechen.

VIII. Klassenechthrosen. Gruppenechthrosen.

IX. Herdenzwänge.

1. Moralische,
2. Religiöse,
3. Zeremonielle Zwänge,
4. Geistige Epidemien.

X. Internationale Echthrosen.

XI. Tierkonflikte.

Zu dieser Klassifizierung bin ich, wie gesagt, auf rein empirischem Wege gekommen, indem ich einfach die im Laufe der Jahre von mir gesammelten Konflikte, deren Zahl sich auf viele Hunderte beläuft, zu möglichst natürlichen Gruppen zusammenordnete und dann wieder die verwandten Gruppen-Arten zu Klassen usw. zusammenstellte. — Selbstverständlich bin ich aber weit davon entfernt, diese Einteilung nicht für verbesserungsfähig oder gar für endgültig zu halten. Im Gegenteil, sie ist nur ein erster Wurf, und ich hoffe, daß spätere Bearbeiter die Systematik der Leiden und Übel bedeutend vervollkommnen werden. Jedenfalls scheint mir aber das System für den Anfang insofern brauchbar zu sein, als dadurch ermöglicht wird, jeden neuen Konflikt, dem man begegnet, meist ohne lange Zweifel und Bedenken in der zugehörigen Gruppe unterzubringen; und zweitens insofern, als jeder, der einen bestimmten Konflikt sucht, ihn in diesem System (wie etwa eine Pflanze in einem botanischen Schlüssel) leicht auffinden wird.

Außerdem sind aber durch dieses System die

Elemente oder Grundformen, die alle Konflikte zusammensetzen, gegeben und analytisch bestimmt. Denn in der Wirklichkeit kommen die Konflikte meist nicht vereinzelt vor, so wenig wie z. B. die chemischen Elemente; meist sind sie zu Konglo-meraten verschlungen und verbunden, in denen dann die einzelnen Elementarkonflikte zu einander in einer bestimmten Beziehung (oder Affinität) stehen, besonders natürlich auch in kausaler Affi-nität. Durch die Klassifizierung sind wir also im-stande, jeden, auch den verwickeltsten Konflikt auf eine Anzahl von Grundelementen (eben die Gat-tungstypen) zu analysieren, gerade, wie man in der Chemie jede chemische Verbindung aus etwa 70 Ele-menten, oder in der Sprache jedes Wort aus 24 Buch-staben zusammensetzen kann. — Im wesentlichen handelt es sich in der soziologischen Pathologie um etwa 10 Elemente oder Gattungsformen, aus deren Verbindung und Verschlingung sich alle Übel und Leiden des menschlichen Lebens zusammensetzen. Die Einteilung ermöglicht es also, einen gegebenen Konflikt durch Analyse viel schärfer zu durchschauen, als es vorher, wo man nur den verschwommenen synthetischen Eindruck hatte, der Fall war.

anschließen, Erwägungen, wie den Übeln noch vor ihrer Entstehung vorgebeugt und wie ihnen, nachdem sie einmal geschehen sind, entgegengetreten werden kann.

Da, wie wir später sehen werden, die Übel soziale Erscheinungen sind, so werden wir in dieser Beziehung die wichtigsten Aufschlüsse von der *Soziologie* zu erwarten haben; und zwar ist es besonders die „Methode der Phasen und Richtungslinien“, die uns auch hier wieder bedeutende Dienste leisten wird, ja die geradezu dazu erfunden zu sein scheint, auf die Soziologie der Übel und Leiden angewendet zu werden.

Denn wenn wir, nicht durch das „individuale Mittel“, sondern durch das „soziale Mittel“, nicht palliativ von Fall zu Fall, sondern prophylaktisch, kausal, auf das Ganze gehend die Übel bekämpfen wollen, so müssen wir die Gesetze der soziologischen Entwicklung kennen, wir müssen zuvor die Richtungslinien studieren, die „Linien des geringsten Widerstandes“. Nur auf Grund einer solchen soziologischen Einsicht können die Schicksalsmächte des Kulturverlaufs zielbewußt beeinflußt werden; gerade wie ja auch die Naturwissenschaften erst dann zu einer Beherrschung der Naturkräfte führten, nachdem deren gesetzmäßiges Wirken erkannt war. Während man in der vorsoziologischen Zeit den Kampf gegen die Übel, sofern er überhaupt durch das soziale Mittel in Betracht kam, in utopischer Weise zu führen suchte, indem ein jeder Kulturreformer bestimmte Lieblingsideen verfocht und die Ansichten der Reformer nach allen Windrichtungen wild auseinanderliefen, gibt uns

die Kenntnis der soziologischen Richtungsgesetze die wissenschaftlichen Mittel an die Hand, die zum Ziel führen können. — Doch werden wir diesen Punkt später noch eingehend zu beleuchten haben und möchten hier nur noch im besonderen anführen, daß auch die Entwicklung der Übel nach bestimmten Gesetzmäßigkeiten vor sich geht. Dies zeigt schon die Geschichte. So sind z. B. bereits viele Leiden und Übel, die gerade in früheren Zeiten die allerschwersten waren, vor der wachsenden Kultur dahingeschwunden. Sie sind, wenn wir den Ausdruck aus der Naturgeschichte hier gebrauchen dürfen, ausgestorben, „fossil" geworden. Solche ausgestorbenen Konflikte sind z. B. die im Mittelalter so furchtbar grassierenden Hungersnöte und Feuersbrünste, die Folter, die Verbrennung der Ketzer usw. Ebenso sind eine große Anzahl von Krankheiten ganz oder fast ganz ausgerottet worden; so z. B. der englische Schweiß, der Hungertyphus, die Beulenpest, das St. Antoniusfeuer, das in einer heftig brennenden Verwesung (oder Verkohlung) der Fingerspitzen bestand und einfach durch das Mutterkorn des Getreides verursacht war usw.

Überblicken wir das Gesagte, so wird also bei jeder einzelnen Konfliktsgattung folgendes Verfahren durchzuführen sein:

1. Eine kurze, allgemeine Kennzeichnung des Konflikts,
2. die typischen Spezialfälle,
3. die Kombinationen, Komplikationen, Folgezustände und „Verschärfungen", kurz die gesetzmäßigen Beziehungen zu andern Konflikten,

4. die Lösungsarten,
5. das statistische Material,
6. das literarische Material (d. h. die Bearbeitungen des Konflikts durch die Dichtkunst; auch durch die andern Künste),
7. die soziologischen Ursachen,
8. die „sozialen Mittel", deren Erkenntnis auf Grundlage der Einsicht in die soziologischen Richtungsgesetze zu gewinnen ist.

Siebentes Kapitel

Nutzen einer soziologischen Leidenslehre

Wir dürfen jetzt annehmen, daß eine wissenschaftliche Behandlung der Übel und Leiden ebensogut möglich ist, wie eine solche der Tiere und Pflanzen oder der organischen Krankheiten. Es entsteht nun die Frage, welchen Nutzen uns denn eine solche neue Wissenschaft verschaffen kann.

Allerdings werden viele Gelehrte die Berechtigung dieser Frage nicht anerkennen. Kein richtiger Forscher, werden sie sagen, sucht um des Nutzens willen die Wahrheit zu erforschen und unser Wissen zu erweitern, sondern nur in dem interesselosen Drang, der Wahrheit zu dienen. Der Nutzen stellt sich dann als eine Folge des erweiterten Wissens später von selbst ein. Als die alexandrinischen Gelehrten in mühsamen und bewundernswerten Arbeiten die Lehre von den Kegelschnitten schufen, hatten sie keine Ahnung davon, daß diese Lehre später zur Entdeckung Amerikas führen würde; und als Wöhler den Harnstoff künstlich, synthetisch darstellte, ahnte er ebensowenig, daß einst die darauf fußende chemische Industrie Deutschland jährlich ungezählte Millionen einbringen sollte.

Gewiß, der Wissenschafter forscht aus reinem Schaffensdrang; in dieser Beziehung ist die Wissenschaft ganz ähnlich der Kunst, die ja ebenfalls eine Tochter des schöpferischen Spieltriebs ist.

Aber neben dem rein ästhetischen Drang, der sich sowohl in der Erzeugung als in dem Genuß

des Künstlerischen äußert, hat die Wissenschaft noch einen zweiten Zweck. Die Wissenschaft ist ja des Menschen allerhöchste Kraft, um das Leben zu erhöhen und zu veredeln und um uns der zahllosen Leiden, von dem es bedrängt wird, zu erwehren. Die Wissenschaft hat also außer dem ästhetischen auch noch einen ganz reellen Nützlichkeitswert, und diese Tatsache spiegelt sich deutlich in der Geschichte der Wissenschaften. Wenn es auch wahr ist, daß viele Wissenschaften ihr Dasein dem reinen Schaffensdrang und der Wißbegierde zu verdanken haben, so wissen wir aber doch, daß auch das praktische Bedürfnis bei der Entstehung der Wissenschaften mitgewirkt hat. So sind z. B. viele wichtige Entdeckungen der Medizin aus dem Streben, Krankheiten zu heilen, unmittelbar hervorgegangen; die Astronomie wurde im Mittelalter in der Absicht gepflegt, astrologisch das Leben der Menschen vorauszusagen, und die Chemie verdankte wichtige Impulse der Meinung, daß man durch die „Alchemie“ den Stein der Weisen entdecken könne. — Außerdem, wenn man die soziologische Utilitaritätstheorie richtig erfaßt, so ist ja auch die Befriedigung des ästhetischen Bedürfnisses ebensogut ein Nutzwert, wie die jedes anderen Bedürfnisses. —

Fragen wir nun nach diesen Vorbemerkungen nach dem Nutzen der soziologischen Pathologie, so wird sich etwa folgendes darüber sagen lassen:

(Intellektuelle Bereicherung) Der Nutzen wird zunächst, wie bei jeder Wissenschaft, in der Erweiterung und Vertiefung unseres Bewußtseins, in der Bereicherung unseres Vorstellungslebens be-

stehen. Jetzt werden wir unsere Feinde endlich möglichst vollzählig und im einzelnen von Angesicht zu Angesicht kennen lernen. Und diese „Mehrung des geistigen Weltreichs" wird uns einen reinen intellektuellen Genuß gewähren, geradeso wie der denkende Umgang mit der Natur, mit den Tieren und Pflanzen, auch dann schon, wenn wir keinen praktischen oder materiellen Nutzen daraus ziehen.

Dazu kommt dann der rein formal intellektuelle Genuß, den uns jede durch Ordnung gebändigte Massenhaftigkeit von Erscheinungen gewährt, während wir einem ungeordneten Durcheinander, einem Chaos gegenüber das peinliche Gefühl der Ratlosigkeit, des Überwältigtseins empfinden.

Ferner, soviel auch alltäglich von Leiden und Übeln geredet und geschrieben wird, so hatten wir aber trotzdem von allen diesen Dingen nur einen allgemeinen und verschwommenen Eindruck. Ein ganz anderes, außerordentlich viel schärferes Bild erhalten wir natürlich von den menschlichen Übeln, wenn wir sie im einzelnen kennen lernen und mit ihrer Naturgeschichte vertraut werden. So weiß z. B. im allgemeinen jedermann, was Pflanzen sind oder Tiere; aber welch ganz andere Kenntnis hat davon der Botaniker oder Zoologe. — Durch eine solche vertiefte Einsicht wird aber jeder auch über seine eigenen Leiden ganz anders denken lernen. Die Wissenschaft von den Leiden läßt uns das Leid in einem neuen Lichte sehen, in einer andern Perspektive, sie hebt uns über unser Alltagsleben hinaus und zeigt uns da, wo wir in ohnmächtiger Wut, Leidenschaft und Haß entbrannten

— einen gesetzmäßig laufenden Mechanismus, den wir früher oder später zu meistern lernen können.

Viele Übel verändern den Menschen, wie wir schon früher sahen, sie verkümmern und verstümmeln ihn, sodaß er, ganz apathisch und stumpf geworden, alles Schlimme mit Gleichgültigkeit und als etwas Selbstverständliches hinnimmt. Ja die Gewohnheit kann ihn so abstumpfen, daß er alles Bestehende, so fehlerhaft es auch ist, als etwas Unabänderliches oder sogar durchaus Richtiges ansieht. Ein großer Teil der Übel und gerade die schwersten werden von den Menschen ebensowenig als fehlerhaft empfunden, wie von vielen Geisteskranken ihr Zustand als krankhaft erkannt wird. In der Tat leiden viele, ohne es zu wissen, aber sie leiden dennoch, und das ist ja gerade das tiefste Leid, wo sogar das Bewußtsein des Leidens verschüttet oder niedergetreten ist. Diesen Stumpfsinn wird die Aufklärung, die uns eine Wissenschaft von den Übeln schenkt, in heilsamer Weise erschüttern. —

Aus der Ursachenlehre wird ein gut Teil praktischer Lebensweisheit zu gewinnen sein. Wer die gesetzmäßigen Verschlingungen der Übel, ihr erstes leises Auftreten und ihre Entwicklung genauer kennt, der wird sich auch leichter vor den Folgen schützen können, indem er gleich dem ersten Beginn mit aller Kraft entgegen tritt. Denn die meisten Übel fangen klein an und sind in ihrem status nascendi leicht abzutöten. —

Ferner ist es wohl klar, daß, wenn wir die Übel und Leiden bekämpfen wollen, wir vor allen Dingen sie im einzelnen genau kennen müssen; der furchtbarste Feind ist der unbekannte, der im Dunkeln

haust und uns seine Fallen stellt. Sobald wir ihn ans klare Tageslicht herausziehen können, ist der Sieg schon zur Hälfte errungen. — Aber wir müssen ihn nicht nur sehen, wir müssen ihn auch verstehen, wir müssen vor allem sein Wesen und seine Existenzbedingungen erkennen, wenn wir ihn erfolgreich bekämpfen wollen.

Und da verhilft uns nun allerdings die Soziologie zu einem ganz andern Verständnis der Übel und Leiden, als es üblich ist; und zwar lehrt sie zwei Wahrheiten, die zwar sehr paradox klingen, aber für die soziologische Pathologie nichtsdestoweniger grundlegend und auch für die Bekämpfung der Leiden von der größten Bedeutung sind:

Die erste dieser Wahrheiten (auf die wir schon früher hingewiesen haben) heißt: Alle Leiden sind gesetzmäßig.

Die zweite heißt: Fast alle Leiden des Individuums sind Krankheiten des sozialen Organismus.

Diese beiden Sätze, die uns von der landläufigen Auffassung der Leiden weit wegführen werden, wollen wir jetzt einer genaueren Betrachtung unterziehen.

Achtes Kapitel

Die Gesetzmäßigkeit der Leiden

Schon in einem vorhergehenden Kapitel sahen wir, daß in der vorsoziologischen Zeit die Krankheiten anfänglich ausschließlich als individuelle Angelegenheiten aufgefaßt wurden. Und dieselbe Auffassung ist auch heute noch bezüglich aller andern Übel und Leiden weit, ja fast allgemein verbreitet. Wenn ein Individuum von einem Übel betroffen wird, so betrachtet es seinen Fall als reinen „Zufall", als einen Schicksalsschlag, der gerade ihm als einem Individuum zugedacht war, als ein ebenso unerwünschtes wie sinnloses individuelles Unglück; daß aber zugleich tausend andere unter demselben Übel zu leiden haben, wird meist übersehen oder nicht genügend in Erwägung gezogen.

Seitdem nun aber Quetelet und vor ihm schon Süßmilch die statistische Wissenschaft gegründet haben, sind wir zu andern Ansichten und Auffassungen gelangt. Quetelet lehrte uns, auf Grundlage statistischer Feststellungen, daß auch die menschlichen Dinge dem Gesetz der Kausalität unterworfen sind: solange sich die Ursachen oder die „Bedingungen" gleich bleiben, bleiben auch die Wirkungen die gleichen. Daher werden also bei einem jeden Volke die sämtlichen Lebensäußerungen von Jahr zu Jahr die gleichen bleiben, solange sich die Lebensbedingungen nicht ändern. Da nun tatsächlich die allgemeinen Lebensbedingungen sich innerhalb eines Jahres gewöhnlich nur sehr wenig umwandeln, so

treten auch dieselben statistischen Zahlen im nächsten Jahr auf wie in diesem, und wir können daher schon jetzt ziemlich genau voraussagen, wie viele Leute im nächsten Jahr an der Schwindsucht oder am Krebs erkranken werden, wie viele Selbstmorde vorkommen werden, wie viele davon durch Gift, durch den Strang, durch Erschießen, Erdolchen oder Ertränken ausgeführt werden; wir wissen ziemlich genau, wie viele Morde, Diebstähle, Totschläge und andere Verbrechen im nächsten Jahr ausgeführt und wie viele Menschen wegen dieser einzelnen Verbrechen mit Gefängnis oder Zuchthaus bestraft werden, gerade wie wir schon im voraus bestimmen können, wie viele Heiraten im nächsten Jahr geschlossen werden, ja sogar bis ins einzelne: z. B. wie viele Frauen über 60 Jahren im nächsten Jahr Männer unter 25 Jahren heiraten werden, wie viele Bankrotte vorkommen werden, wie groß die Zahl der unehelichen Geburten, die Zahl der Prostituierten, wie groß der Verbrauch an Bier, Wein, Schnaps, Tabak, an Kartenspielen*) sein wird, wie stark die Volksschulen, die Mittelschulen, die Hochschulen frequentiert sein werden, wie viele Stiftungen und Schenkungen zu erwarten sind usw. usw.

Diese Gesetzmäßigkeit in den scheinbar willkürlichen Handlungen der Menschen ist gewiß eine der merkwürdigsten und zugleich fundamentalsten Wahrheiten, die uns die Soziologie bis jetzt geoffenbart hat. Die Entdeckung, die wir hauptsäch-

*) Im Jahr 1912 wurden in Deutschland z. B. 6562000 Kartenspiele gekauft; es werden also täglich 18000 Kartenspiele verbraucht; der Steuerbetrag dafür belief sich auf mehr als 2 Millionen Mark.

lich Quetelet verdanken, beweist klar, daß das Kausalgesetz nicht nur für die außermenschliche Natur, sondern auch für alle menschlichen Dinge streng und prinzipiell gültig ist.

Bei gleichbleibenden Ursachen bleiben auch die Wirkungen dieselben, dieser Satz gilt für alle Erscheinungen, die menschlichen Handlungen bilden davon keine Ausnahme. Und ebenso läßt sich beweisen, daß die Wirkungen sich ändern, wenn die Ursachen sich ändern. Sobald die menschlichen Lebensbedingungen irgendwie andere werden, sofort kommt die Wirkung in den statistischen Zahlen, die sonst unerschütterlich sind, zur Geltung. Nehmen wir z. B. an, die Getreidepreise steigen, so zeigt uns die Statistik, was vielleicht manchem paradox erscheinen mag, daß dann, wenn die übrigen Umstände gleich bleiben, die Zahl der Heiraten abnimmt, daß dagegen die Rückzahlungen bei den Sparkassen, die Diebstähle, die Bankrotte und Konkurse, die Zwangsversteigerungen, die Landstreicherei, die gewerbsmäßige Unzucht, Unterschlagung und Betrug, Begünstigung und Hehlerei, die Bestrafungen und Verurteilungen zu Zuchthausstrafen usw., daß alle diese Dinge ebenso zunehmen, wie z. B. die Zahl der gehaltenen Hunde abnimmt usw.

Genau so wie mit den Lebensäußerungen, die statistisch erfaßt werden können, ist es nun natürlich auch mit jenen, die statistisch nicht erfaßt werden können; das Gesetz der Kausalität gilt selbstverständlich in derselben Weise, ob wir nun in der Lage sind, die statistische Zahl angeben zu können, oder nicht.

Wenn wir also heute wüßten, wie viele Leute

an Zahnschmerzen oder Kopfweh leiden, wie viele ihre Briefe falsch adressieren, wie viele in religiösen Gewissensskrupeln befangen sind, wie viele Kinder mißhandelt werden, wie viele Verlobungen auseinander gehen, wie viele Ehebrüche stattfinden, wie viele unschuldig verurteilt werden, wie oft Kinder einem Streit ihrer Eltern beiwohnen usw., kurz, wenn wir von jedem Konflikt für dieses Jahr die statistische Zahl wüßten, so könnten wir voraussagen, daß sich — bei gleichbleibenden Umständen natürlich — diese Zahlen im nächsten Jahr für jeden einzelnen Konflikt genau wiederholen werden.

Wir kommen nun also zu dem Schluß: alle Übel und Leiden sind gesetzmäßig. Tausende von schwarzen Losen schleudert das Schicksal alljährlich und in bestimmter Art und Anzahl in die menschliche Gesellschaft. Entgeht dem Übel der eine, so trifft es den andern, heute dich, morgen mich. Denn ein eisernes Gesetz sorgt dafür, daß die Zahl erfüllt werde. Der Einzelne ist gegen die statistische Zahl machtlos.

Zugleich aber drückt uns diese Lehre vom Kausalgesetz eine gewaltige Waffe gegen die Übel und Leiden in die Hand: das „soziale Mittel". Wenn die menschliche Gesellschaft solidarisch zusammenwirkt, dann kann sie den Kampf mit der Schicksalsmacht aufnehmen, dann kann es ihr gelingen, dem Übel die Wurzel abzuschneiden, die furchtbaren Zahlen der Statistik zu ihren Gunsten zu ändern; dann kann sie daran denken, jene angerauchten Opferaltäre, auf denen alltäglich Tausende und Millionen gequält und gefoltert werden, einen nach dem andern im Lauf der Zeit umzuwerfen.

Neuntes Kapitel

Die Leiden des Einzelnen als soziale Krankheiten

Wenn wir nun verstanden haben, daß die Leiden und Übel dem Kausalgesetz folgen, so ist es nur noch ein kleiner Schritt zu der Einsicht, daß die allermeisten Leiden des Individuums zugleich soziale Krankheiten sind oder wenigstens aus Fehlern und Mängeln der Gesellschaft, kurz aus sozialen Quellen entspringen.

Denn nur die nächsten Ursachen alles Tuns und Treibens, die dem Bewußtsein wenigstens zum Teil als Motive erscheinen, liegen ja im Individuum. Die entfernteren Ursachen — die Ursachen der Ursachen — liegen entweder in der außermenschlichen Natur oder in der menschlichen Gesellschaft. Dies wollen wir uns nun an einigen einfachen Beispielen klarmachen.

Nehmen wir z. B. zunächst den Fall der Krankheit. Warum wird ein Mensch krank? Es gibt nur zwei Arten von Ursachen, innere und äußere. Die innern bestehen in einer schlechten Anlage; es ist klar, daß der Mensch sich diese Anlage nicht selbst geschaffen hat, daß er sie von seinen Eltern und Voreltern geerbt hat. Die erbliche Belastung geht also schon über das Individuum hinaus, auf die Eltern, Voreltern. Hätten diese in einer Gesellschaft gelebt, in der das Verbot der Fortpflanzung erblicher Belastung zum allgemeinen Sittenkodex gehört hätte, so würde das Individuum aus innern Ursachen überhaupt nicht erkranken,

oder nur in Ausnahmefällen. Und ebenso liegen die äußern Ursachen der Krankheiten natürlich nicht im Individuum, sondern in der außermensch-lichen Natur oder in der Gesellschaft. In einer Gesellschaft, in der die Vorschriften der Hygiene streng durchgeführt werden, können aber die äußern Ursachen dem Individuum so gut wie nichts an-haben. Und wenn die Vorschriften der Hygiene nicht durchgeführt werden, so liegt der Fehler nicht am krank gewordenen Jndividuum, sondern an der Organisation der Gesellschaft. D. h. mit andern Worten: Krankheiten des Individuums sind zugleich Krankheiten der Gesellschaft: soziale Krankheiten.

Nun wird man diesen Satz zwar wohl für die Krankheiten zugeben, denen der Mensch ja als ein rein leidendes Wesen gegenübersteht. Aber dagegen nicht gern für die Fälle, wo der Mensch als Han-delnder auftritt. Betrachten wir daher einen solchen Fall, z. B. das Verbrechen.

Wenn irgendeine Handlung oder Tat den Stem-pel des ureigensten Entschlusses, des freien Einzel-willens an sich trägt, so ist es doch gewiß das Verbrechen. — Sehen wir aber näher zu, so ist klar, daß auch das Verbrechen, wie alles in der Welt, seine Ursachen haben muß, und daß auch hier wieder die entfernteren Ursachen nicht in dem ver-brecherischen Individuum selbst liegen können. Auch hier lassen sich die Ursachen wieder in in-nere und äußere einteilen. Die innern sind eben-falls wieder auf erbliche Belastung zurückzuführen: es gibt geborne Verbrecher, wie es geborne Irr-sinnige gibt. Die äußern Ursachen liegen in der

Umwelt, im Milieu; es sind die schlechten Vorbilder, die die „Kinder der Gasse“ in den großen Städten schon von Jugend auf vor Augen haben, es ist die mangelhafte Erziehung, Arbeitslosigkeit, Alkoholismus usw. Stellen wir uns ein Gemeinwesen vor, wo die eigentlichen Verbrechernaturen durch Versorgung in einer Anstalt von der Fortpflanzung abgehalten würden, wo die Bürger von Kindesbeinen an eine vortreffliche Erziehung mitbekämen, wo die Güterverteilung eine völlig gerechte wäre, so müßte in einem solchen Staat die Zahl der Verbrechen offenbar auf ein Minimum heruntersinken; die Statistik zeigt uns ja, daß ein bloßes Sinken der Getreidepreise schon ein deutliches Sinken der Diebstähle und anderer Verbrechen nach sich zieht. Es ist also wohl klar, daß auch das Verbrechen eine soziale Krankheit ist.

Und so ist es überall mit den menschlichen Übeln. Wo immer wir uns nicht kurzsichtig und gedankenlos bei der nächsten Ursache begnügen und beim Einzelmenschen hängen bleiben, sondern nach den Ursachen der Ursachen fragen, überall zeigt es sich, daß alle menschlichen Übel — mit Ausnahme der Naturkatastrophen (doch sogar diese ließen sich zum größten Teil unschädlich machen) — sozial bedingt sind: daß das Schicksal des Einzelnen nur eine Faser ist in einem ungeheuer großen Ursachengewebe sozialer Zusammenhänge. Wohl sagt man: „Jeder ist seines Glückes Schmied.“ Aber wenn es auch wahr wäre, daß die persönliche Tüchtigkeit immer ihren Lohn fände, so bliebe doch noch zu bedenken, daß auch die eigene Persönlichkeit

sich nicht selbst erzeugt hat, sondern daß jede Person vielmehr das Erzeugnis fremder Mächte und besonders des sozialen Geschehens ist*). Alle Ursachenketten gehen eben an irgendeinem Punkt über den Einzelnen hinaus: in die Gesellschaft, die durch die Jahrtausende hin lebt und wächst und Individuen aus sich sprießen läßt, wie etwa ein Baum flüchtige Blätter und Blüten.

Wir kommen also zu dem Schluß: Die allermeisten Leiden des Individuums sind Ausflüsse sozialer Krankheiten. Soziale Krankheiten können aber nur durch soziale Mittel bekämpft werden.

Gewiß muß sich auch der Einzelne gegen das Leiden wehren mit aller Kraft und hat das ja auch von jeher getan. Aber was war das Ergebnis? Darauf antwortet Toqueville: „Ausschließlich damit beschäftigt, alles um sich her zu verbessern, verschlechtert der Mensch sich selbst." Und wenn dieser Ausspruch auch eine starke Übertreibung ist, so ist aber doch soviel richtig, daß zu den alten Leiden viele neue gekommen sind, und daß die Leiden, über die die Menschheit Herr geworden ist, nur durch soziale Maßregeln ausgerottet werden konnten.

*) Sehr treffend sagt der Dichter Eulenberg: „Die Welt ist mehr schuld an mir, als ich." — Manche Soziologen (Comte, Gumplowicz) gingen sogar soweit, zu behaupten, daß nur die Gesellschaft existiere, während das Individuum eine bloße Abstraktion sei. Dieser Übertreibung eines richtigen Gedankens ist aber entgegenzuhalten, daß nur das Individuum Träger des Bewußtseins ist und die Fähigkeit besitzt, Freude und Schmerz zu empfinden; die Gesellschaft als solche nicht.

Wenn wir nun die beiden letzten Kapitel in einem Bild zusammenfassen dürfen, so wollen wir uns vorstellen, das Leben sei ein Strom, an dessen Ursprung alle Menschen geboren werden und den sie nun bis zur Mündung zu durchschwimmen hätten. Dann wollen wir uns denken, daß ein böser Geist diesen Strom mit vielen Tausenden von großen und kleinen, stumpfen und spitzen Widerhaken und Fußangeln versehen hätte, an denen nun täglich Tausende und Abertausende angespießt werden und hängen bleiben. Aber so verzweifelt sich auch die Einzelnen wehren, alljährlich bleibt die Zahl der Opfer die gleiche. Und das wird so lange weitergehen, bis die Einzelnen sich zu organisierter Arbeit verbinden und jene Fallen, eine nach der andern, unschädlich machen.

Also die wirksame Waffe im Kampf gegen die Übel und Leiden ist die organisierte Arbeit.

Bevor wir aber näher auf den sozialen Kampf gegen die Leiden eingehen, wollen wir versuchen, uns vorher über das Wesen der Kausalität, die ja das Fundament der soziologischen Lehre von den Leiden ist, klar zu werden. Was ist eigentlich Kausalität? Diese Frage hat so viele sich widersprechende Antworten gefunden, daß wir an ihr nicht vorübergehen dürfen, wenn wir unserer soziologischen Pathologie ein gesichertes, erkenntnistheoretisches Fundament zur Unterlage geben wollen.

Zehntes Kapitel

Formen und Phasen des kausalen Gedanken

„Die einzige stets gute und sichere Basis des Handelns ist die Betrachtung der Nützlichkeit."

Bentham

„Jedes Ding hat seine Ursache, und wenn die Ursache gegeben ist, so ist auch die Wirkung gegeben. Und da die Ursache wiederum die Wirkung einer andern Ursache war, und die Wirkung wiederum die Ursache einer andern Wirkung wird, so ist alles vorausbestimmt, so geschieht alles mit Notwendigkeit. Folglich ist auch der menschliche Wille unfrei, folglich gibt es keine Verantwortlichkeit, und Strafe ist Grausamkeit." — Wie oft hört man dieses Räsonnement, — und wie wenig wissen wir eigentlich von dem Wesen und der Bedeutung der „Kausalität"!

Die Kausalität ist ja tatsächlich einer der dunkelsten Punkte oder, da dies zu viel gesagt ist: ganz besonders einer der vielen dunklen Punkte in der Philosophie, die man in einem gewissen Sinn, wenigstens bis zum Auftreten Bacons und Comtes, vielleicht geradezu als die Wissenschaft von den unbeantwortbaren Fragen bezeichnen kann. Die Geschichte der Philosophie lehrt uns, daß die Meinungen, die die besten Denker über das Wesen der Kausalität ausgesprochen haben, weit auseinandergehen, und daß fast unzählige Theorien dar-

über aufgestellt worden sind, — und „keine gleichet der andern“*).

Wenn wir uns nun über den Wert und die Bedeutung der wichtigsten dieser Theorien klar zu werden suchen, so soll uns auch hier wieder die „phaseologische Methode“ als Führerin dienen. Diese Methode läßt uns ja erkennen, in welcher Weise die einzelnen Phasen irgendeiner soziologischen Entwicklung auseinander hervorgegangen sind, welche davon als überwunden und veraltet, von spätern als überholt betrachtet werden müssen, und welche Phase als die bis jetzt letzte und höchste Stufe des Entwicklungsprozesses erreicht worden ist. — Beginnen wir also mit der frühesten oder ältesten Phase, die wir bei den Naturvölkern und bei den Kindern vorfinden.

Der Naturmensch und das Kind, sie haben beide keine Ahnung von Kausalität; und sie können auch gar keinen Kausalitätsbegriff haben, schon aus dem einfachen Grunde, weil ihr abstraktes Denken dazu viel zu schwach ausgebildet ist. Dagegen ist das Denken nach der kausalen Kategorie dem Kind ebenso natürlich und vertraut wie dem Naturmenschen. Jeder weiß ja, eine wie große Rolle das Wörtchen „warum“ im geistigen Leben des Kindes spielt; und beim Naturmenschen hat das kausale Denken einen solchen Umfang erreicht, daß er sich hinter der wirklichen Welt eine ganze Welt von Geistern und Göttern aufgebaut hat, die ihm die Ursachen der wirklichen Welt darstellen und so sein kausales Bedürfnis zu befriedigen vermögen.

*) Vgl. z. B. Eislers Wörterbuch der philosophischen Begriffe.

Kinder und Naturmenschen denken also selbstverständlich kausal; aber daß sie kausal denken, diese Tatsache kommt ihnen in keiner Weise zum Bewußtsein; der Kausalitäts*begriff* ist ihnen gänzlich fremd. Es hat vielmehr einer Kulturentwicklung von ungezählten Jahrtausenden bedurft, bis der Kausalitätsbegriff auftrat, und ein gewaltiger Denker mußte kommen, der ihn zuerst aufstellte.

Der geniale Denker war der Philosoph Demokritos. Er sprach zuerst den Satz aus: Nichts geschieht von ungefähr, sondern alles aus einem zureichenden Grunde. Dieser kleine und so unscheinbare Satz bedeutet eine der größten Revolutionen, die der menschliche Gedanke erfahren hat. Denn dieser Satz verwandelte die Welt, die vorher von zufällig und willkürlich handelnden Geistern und unerforschlichen Kräften erfüllt war, in eine Welt, die von einer eisernen Ordnung beherrscht wurde und deshalb auch von dem menschlichen Verstand erforscht, begriffen und beherrscht werden konnte.

Aber diese Einsicht war teuer erkauft, sie wandelte den Menschen, der sich vorher frei und selbständig gefühlt hatte, in eine Marionette um, die an kausalen Fäden bewegt wurde, und zwar in einer Weise, die von aller Ewigkeit her vorausbestimmt ist. —

Wenigstens war dies die Meinung jener Kausalitätstheorie, die wir im Eingang zu diesem Kapitel erwähnt haben und die man die *naiv-realistische* Theorie nennen kann. Nach dieser Theorie ist die Welt nichts anderes als ein Durcheinanderwogen unendlich langer Kausalketten. Alles, was geschieht,

geschieht mit eiserner Notwendigkeit nach der Vorschrift des Kausalitätsgesetzes. Auch der Mensch ist nur ein winziges Rädchen in diesem ungeheuren Mechanismus, und jede kleinste Bewegung, die er ausführt, jedes Zucken seiner Wimper, ja jeder Gedanke, der in seinem Bewußtsein aufleuchtet, ist ihm vorgeschrieben durch das unerbittliche Gesetz der Kausalität. Alles Geschehen erfolgt nach dieser Vorstellung mit Notwendigkeit, weil „es muß", weil „es nicht anders kann", unter dem „Zwang" der Kausalität.

So ist nach dieser Auffassung die Welt ein ungeheures Gefängnis, das beherrscht wird von einem sinnlosen und furchtbaren Gesetz: alles ist unfrei, alles geschieht in Zwang und Notwendigkeit.

Gerade entgegengesetzt dazu verhält sich eine zweite Auffassung, die wir kurz als die theologische bezeichnen können. Auch nach dieser theologischen Lehre ist zwar alles Geschehen notwendig, alles geschieht auch hier mit Notwendigkeit, wie in einem ungeheuren Uhrwerk, das, einmal aufgezogen, einfach mit Notwendigkeit nach dem ihm innewohnenden Mechanismus abschnurrt. Aber diese Mechanik ist keinem Gefängnis zu vergleichen, sie ist erbaut von einem liebevollen, allmächtigen und allwissenden Schöpfer. Alles, was geschieht, geschieht zwar notwendig, aber nach dem Schöpfungsplane der Gottheit, die als Vernunft, als „Vorsehung" im Weltall waltet und alles in fester Ordnung hält. Und so ist nach dieser Auffassung die Welt kein kausalistisches Gefängnis, sondern die bewundernswerte Auswirkung Gottes, mag man sich nun die Gottheit transzendent oder

immanent vorstellen. Alles ist daher herrlich und schön eingerichtet, wenn auch unserem menschlichen Verstand das Wirken der Gottheit oft unbegreiflich und unerforschlich erscheinen will.

Diese Auffassung hat in hohem Maße die Eigenschaft, unser Gemüt zu befriedigen und zu erheben; und daher finden wir sie weit verbreitet. Schon die alten Stoiker huldigten ihr, dann Augustinus, später Spinoza. — Leider ist sie aber gänzlich unvereinbar mit unserer alltäglichen Erfahrung. Denn wenn die Welt das Werk eines vollkommenen Schöpfers wäre, so müßte sie ebenfalls vollkommen sein. Es ist ganz undenkbar, daß ein Schöpfer, der zugleich allmächtig, allgütig und allwissend ist, ein Werk geschaffen haben könnte, das durch so viele entsetzliche Grausamkeiten und Greuel entstellt sein sollte. Entweder war der Schöpfer dieser Welt nicht allgütig, oder er war nicht allmächtig; aus diesem Dilemma kann uns keine Sophistik heraushelfen.

Ebenso unrichtig ist aber auch die Ansicht, die wir zuvor als die naiv-realistische bezeichnet haben, und nach der alles Geschehen unter dem eisernen Zwang eines blinden Kausalitätsgesetzes ablaufen soll.

Um den Irrtum in seiner ganzen verblüffenden Größe aufzuzeigen, möchte ich hier einen geistreichen Vergleich anführen, der von Adolf Wagner herrührt und der seinerzeit viel Aufsehen gemacht hat. Wagner stützt sich auf die Ergebnisse der Statistik und er sagt: „Denken wir uns, in jener guten alten Zeit, in welcher man fabelhaften Reisebeschreibungen, wie denen Swifts in seinen Er-

zählungen von Gulliver, mehr Geschmack abgewann, wie gegenwärtig, hätte ein Schriftsteller, um seinem Publikum etwas Neues zu bieten, etwa folgende Schilderung eines fremden Staates und Volkes entworfen. In diesem Land wird für ein jedes Jahr im voraus, durch das Staatsgesetz bestimmt, wie viele Paare heiraten dürfen, welche Altersklassen untereinander heiraten, wie viele junge Mädchen alte Männer, junge Männer alte Frauen bekommen, bei wie vielen Paaren die Altersdifferenzen so groß, bei wie vielen sie so groß sein, wie viele Witwer und Witwen wieder heiraten, wie viele Ehen durch die Gerichte geschieden werden sollten usw. Alsdann bestimmt das Los unter den Geschlechtern, Alters-, Zivilstands-, Berufsklassen die Einzelnen in der gesetzlichen Zahl, welche sich heiraten sollen. Ein anderes Gesetz der Staatsgewalt normiert im voraus die Zahl derjenigen Personen, welche ihrem Leben in dem nächsten Jahr durch Selbstmord ein Ende zu machen haben, und verteilt diese Zahl nach einem vorausbestimmten Verhältnis auf die Geschlechter, die Alters- und Berufsklassen usw., verordnet auch gleichzeitig, wie viele dieser den verschiednen Klassen angehörenden Personen das Wasser, den Strick, die Pistole, das Messer, das Gift usw. als Mittel zum Selbstmord benutzen sollen. Wiederum bezeichnet dann das Los auf Grund dieser Vorschrift die Individuen, welche sich das Leben zu nehmen haben. Ein drittes Gesetz des Staates setzt in ähnlicher Weise fest, wie viele und welche Verbrechen im nächsten Jahr begangen werden sollen, welche einzelnen Klassen der Bevölkerung

diese Verbrechen auszuführen haben, wie viele Verurteilungen und Freisprechungen dafür erlassen werden, wie viele und welche Strafen eintreten, und auch hier entscheidet dann das Los wieder über den Einzelnen aus dieser oder jener Klasse, welcher das Verbrechen zu begehen und dann dafür zu leiden hat. Ebenso bestimmen wieder andere Gesetze im voraus die Vornahme anderer böser und guter Handlungen nach Zahl und Art der Verteilung auf die einzelnen Bevölkerungsklassen in der geschilderten Weise. Kurz, alle die Handlungen, welche wir frei und nach eigener Bestimmung und eigenem Gutdünken vorzunehmen pflegen, diese werden nach der Beschreibung unseres Reisenden in jenem Staate von oben aus geboten und angeordnet und ihr Zahlenverhältnis festgesetzt. Und das Volk dieses Staates fügt sich vollkommen darein und führt jahraus, jahrein die Gesetze treu aus. Am Schlusse jeden Jahres wird dies nach den darüber geführten Listen geprüft. Da findet sich denn in der Tat, daß die Gesetze in der vorgeschriebenen Weise erfüllt werden. Zwar sind mitunter ganz kleine Abweichungen vorgekommen, diese oder jene Handlungen geschahen in einer um ein weniges größeren oder kleineren Zahl, als das Gesetz vorgeschrieben hatte. Aber das wird dadurch wieder gut gemacht, daß in dem ‚Budget' der vorzunehmenden Handlungen für das nächste Jahr das Plus oder Minus auf die nächste Jahresrechnung übertragen und dafür in dieser ein entsprechendes kleineres oder größeres neues ‚Erfordernis' eingestellt wird, ganz wie in unseren Finanzrechnungen. Das Volk dieses Landes ist an diese

merkwürdige Einrichtung so gewöhnt, daß es darin gar nichts Besonderes mehr erblickt."

In diesem Beispiel wird das Problem der Willensfreiheit mit großer Kühnheit vor Augen gestellt. Das Kausalgesetz besagt, daß alles vorausbestimmt ist; und die falsche Folgerung daraus war die niederschmetternde Behauptung, daß dann die Willensfreiheit geleugnet werden müsse.

Das Wagnersche Gleichnis zeigt uns nun sehr schön, daß diese Folgerung falsch ist, daß sie auf einer Verwechslung beruht: verwechselt wird das Naturgesetz mit dem Staatsgesetz. In der Natur ist das „Gesetz" keine Vorschrift für das Geschehensollen, sondern ein Ausdruck des Geschehens selbst. Es ist kein „Zwang", kein „Müssen", keine „Not", kein „nicht anders können" in den Dingen (all dies ist bloß fälschlich hineingedacht), sondern alles läuft einfach so ab, wie es eben abläuft, nämlich gemäß der innern Natur der Dinge, und daher mit einer Regelmäßigkeit, die der Natur der Dinge selbst entspricht — ohne alles Müssen, ohne Not, ohne äußern Zwang, ohne alle Unfreiheit, vielmehr in vollkommener Freiheit. Die Natura naturans ist kein Polizeistaat, sondern ein zwanglos freies Spiel von Bewegungen.

Ebensogut, wie man sagt, alles geschieht wie es muß, könnte man daher (mit demselben Anthropomorphismus) auch sagen: alles vollzieht sich wie es **will**, d. h. nach dem immanenten Streben der Dinge, wenn auch dieses Streben sich nicht regellos, sondern nach einer bestimmten, dem Wesen der Dinge entsprechenden Regelmäßigkeit und Ordnung äußert.

Auch die Tatsachen der Statistik widersprechen dieser Auffassung keineswegs. Wenn wir auch heute schon voraussagen können, wie viele Verbrechen im nächsten Jahr verübt werden usw., so ist deshalb der menschliche Wille nicht unfrei, sondern es liegt nur in seinem Wesen, daß er nach einer bestimmten, ihm eingeborenen Regelmäßigkeit „will“ und auf die Einflüsse der Außenwelt reagiert. Unfrei ist der menschliche Wille nur dann, wenn er durch äußere Umstände gezwungen wird, anders zu handeln, als es in seinem Wesen, d. h. in dem Wollen des Menschen liegt, wenn der Mensch dem Gesetz in der eigenen Brust, d. h. sich selbst nicht gehorsam sein kann.

Also die naiv-realistische Kausalitätstheorie beruhte auf einer Begriffsverwechslung, auf einer Homonymie. Das Wort „Gesetz“ hat zwei Bedeutungen: das Staatsgesetz ist normativ, es befiehlt, was sein soll, das „Naturgesetz“ ist rein beschreibend und sagt nur aus, was tatsächlich vorhanden ist. Der naive Realismus aber faßte das Naturgesetz normativ auf; also ganz anthropomorphisch.

Dazu kam noch eine zweite Anthropomorphie, die besonders von St. Mill, Tetens, Simmel u. a. aufgezeigt wurde. Sie besteht darin, daß wir das Anstrengungsgefühl, das wir bei der Willenshandlung, bei der Überwindung von Widerständen empfinden, — also wenn wir den Außendingen Zwang antun —, daß wir dieses rein subjektive Gefühl in die Außendinge hineinverlegen und uns nun vorstellen, daß die Ursache die Wirkung „erzwänge“. Der naiv-realistischen Vorstellung vom Kausalzusammenhang liegt also das Bild der

Willenshandlung zugrunde; und die bei der Willenshandlung ablaufenden Gefühle werden in ungerechtfertigter Weise in die Dinge hineingedacht, in Form einer anthropomorphen „Introjektion“.

Mit dieser letzten Bemerkung sind wir nun schon in eine höhere Anschauungsweise hineingelangt, wir haben die Stufe der „kritischen Philosophie“ erreicht*). Die vorhergehenden Philosophien waren „naiv“ gewesen, sie hatten ohne jede weitere Prüfung und ohne auch nur an eine solche Prüfung oder Kritik zu denken, angenommen, daß die Vorstellungen in unserem Bewußtsein völlig übereinstimmen mit den realen Dingen der Außenwelt (sog. „Naiver Realismus“).

Nachdem schon im Altertum die Skeptiker gegen diese naive Auffassung Bedenken erhoben hatten, war es dann besonders Hume, der sich die epochemachende Frage vorlegte, ob die Kausalität in unserer Art, die Dinge zu sehen, liege, oder in den Dingen selbst, und er kam zu der Ansicht, daß es keine objektiven Ursachen und Kräfte gäbe, daß die Kausalität vielmehr auf der geistigen Verknüpfung der Vorstellungen beruhe, also in dem Bewußtsein des Subjekts ihren Grund habe.

Die Humesche Kritik hat dann Kant in so genialer Weise weitergeführt, daß er dadurch der Vater der kritischen Philosophie wurde. Bekanntlich kam er zu dem Ergebnis, daß die Kausalität keine transzendente Realität beanspruchen könne, daß sie eine Kategorie unseres Erkenntnisvermögens,

*) Vgl. „Sinn des Lebens“, Kap. VI.

d. h. in der Gesetzmäßigkeit unseres Denkens begründet sei, nur für die Erscheinungen (Phänomena), nicht für die „Dinge an sich" (die Noumena) gelte und daß ebenso auch Zeit und Raum nur a priori gegebene (transzendentale) Anschauungsformen seien.

Ihm folgten viele Philosophen, die nun ebenfalls behaupteten, daß die Kausalität nichts weiter sei als ein Denkprinzip, durch das der Erfahrungsstoff geordnet und vereinheitlicht werde. So sagt z. B. Lipps, daß das Kausalgesetz ein Denkgesetz ist, d. h. ein Gesetz, das in der Natur des menschlichen Denkens, nicht in der Natur der Dinge liegt. Und nach Nietzsche sind Ursache und Wirkung reine Begriffe, Abstrakta, die nicht verdinglicht werden dürfen, sie sind nur „Konventionelle Fiktionen", die zum Zweck der Verständigung gebraucht werden.

Diese Lehren der kritischen Philosophie bedeuten zweifellos einen gewaltigen Fortschritt gegenüber dem naiven Denken der früher erwähnten naiven Philosophien.

Doch gingen die Kritizisten entschieden zu weit. Denn die Frage, ob die Kausalität in unserem Denken oder in den Dingen begründet liegt, ist unbeantwortbar. Allerdings glauben noch immer Philosophen, das Problem lösen zu können. Die einen meinen nachweisen zu können, daß die Kausalität ein Denkgesetz, die andern, daß es ein Gesetz der gesamten Natur sei.

Aber diese Frage können wir deshalb nicht beantworten, weil wir aus unserem Denkvermögen nicht herauskommen, weil wir uns nicht wie

Münchhausen an seinem eigenen Zopfe aus dem Sumpf herausziehen können. Allerdings mit Worten gelang dies Münchhausen, und mit Worten gelingt es auch manchen Philosophen. Tatsächlich aber können wir unser Erkenntnisvermögen objektiv nicht beurteilen, weil uns dazu ein anderes Erkenntnisvermögen nicht zu Gebote steht. Wir können unsere transzendentale Brille nicht ablegen und können nicht entscheiden, ob die Bilder, die wir sehen, durch die Dinge oder durch die Brille in dieser oder jener Weise beeinflußt sind. Deshalb ist der Streit, der zwischen den „Empiristen" und den „Aprioristen" in ungeminderter Kraft auch durch unsere Zeit sich noch immer hindurchzieht, müßig; es ist ein Streit um Worte, ein ergebnisloses Drehen im Kreise.

Mit dieser Einsicht sind wir nun bei der bis jetzt höchsten Stufe des philosophischen Denkens angelangt, bei der positiven Philosophie*). Nach dieser Philosophie sind alle unsere Erkenntnisse relativ, d. h. nur für das erkennende Subjekt gültig. Eine absolute (metaphysische) Erkenntnis

*) Selbstverständlich wird dieses Stufensystem von keinem Theologen oder Metaphysiker anerkannt werden. Jedenfalls soll aber auch vom positivistischen (oder kritisch monistischen) Standpunkt aus nicht behauptet werden, daß damit nun die letzte Stufe des philosophischen Denkens erreicht wäre. Im Gegenteil; nachdem in der Vergangenheit Stufe um Stufe erstiegen worden ist, darf mit aller Bestimmtheit erwartet werden, daß auch in der Zukunft der Fortschritt zu immer höheren Formen der Erkenntnis führen wird. —

ist uns unzugänglich (metaphysische Agnostik). Alles was wir tatsächlich wissen können, bezieht sich nur auf die Erscheinungen und auf die Beziehungen zwischen den Erscheinungen. Und nur dies Gebiet ist das Gebiet unseres Wissens und unserer Wissenschaft.

Wenn wir uns nun von dem Prinzip der Kausalität eine „positive" Vorstellung machen wollen, so kann dies geschehen auf Grund derjenigen Wissenschaften, die sich mit den kausaldenkenden Wesen beschäftigen; diese Wissenschaften sind die Psychologie, die Biologie und die Soziologie.

Auf Grund psychologischer Betrachtungen haben besonders Avenarius, Mach, Verworn, Ziehen u. a. den Kausalbegriff zu klären und von allen anthropomorphen und naiv realistischen Beimengungen zu reinigen gesucht. Sie haben dabei den alten Kausalitätsbegriff fast ganz aufgelöst. Mach z. B. will den Kausalitätsbegriff durch den bloßen Funktionsbegriff, Verworn (wie auch Claude Bernard, v. Buri u. a.) den Kausalismus durch den Konditionalismus ersetzen. Doch sind die Aufstellungen dieser sogen. Neopositivisten z. T. noch strittig. —

Viel mehr als die psychologischen Spekulationen haben dagegen unsere Einsicht die biologischen und soziologischen Betrachtungen gefördert. Die Entwicklungstheorie hat uns die Entstehung des Intellekts verstehen gelehrt und damit unsere Einsicht in das „Wesen" des Intellekts wesentlich vermehrt. Danach ist der tierische und menschliche Intellekt entstanden als eine Waffe im Kampf ums Dasein, als ein wichtiges Werkzeug für die Lebensfürsorge. Denn der Intellekt ist imstande, weiter zu

sehen als alle Sinne zusammengenommen, er kann uns bis zu einem gewissen Grad die Zukunft zeigen, und dadurch macht er unser Handeln zu einem planvollen und zielbewußten. Außerdem vermag er durch die Kenntnis der Außenwelt derart auf den Willen zu wirken, daß dieser sich in der trefflichsten Weise der Umwelt anzupassen vermag. — Nicht also das ist die Funktion des Intellekts, daß wir das „Weltall" begreifen, d. h. gedanklich überwinden, sondern daß wir uns auf diesem kleinen Planeten in einer für uns möglichst vorteilhaften Weise einzurichten vermögen.

Daher machen wir auch immer und immer wieder die Erfahrung: Der Intellekt ist ein wundervolles Werkzeug, „des Menschen allerhöchste Kraft", sobald es sich um praktisch-irdische Fragen handelt; und er versagt total, sobald wir ihn zur Beantwortung transzendenter oder „Weltalls"-Fragen mißbrauchen wollen. Wir geraten dann in hohle Begriffsspekulationen hinein, in Antinomien, Verbalismen und Spiegelfechtereien, die alsbald wieder durch ebensolche andere spekulative Gedankengänge widerlegt werden. Daraus erklärt sich auch die auffallende Kurzlebigkeit aller metaphysischen Theorien. Zu solchen Zwecken ist eben der Intellekt entwicklungsgeschichtlich nicht in die Höhe gezüchtet worden, und wir erleben dasselbe Fiasko, als ob wir mit einer Säge hobeln, oder eine Kanonenkugel in den Sirius schießen wollten. —

So viel ist also klar: Über das metaphysische Wesen der Kausalität wissen wir rein nichts. Über allem Zweifel steht aber, daß das „rerum cognoscere causas" für die irdische Wohlfahrt der Men-

schen höchst nützlich ist. Denn wenn wir unsere Erfahrungen kausal ordnen, wenn wir die Erscheinungen nach der Kategorie von Ursache und Wirkung in kausale Reihen gliedern, so vermögen wir die Dinge zu beherrschen und die Naturkräfte dem menschlichen Willen dienstbar zu machen.

Das Chaos der Erfahrungen wird durch das kausale Denken in Kausalketten geordnet, und jede Kausalkette hat irgendwo ein Glied, an dem wir den Hebel einsetzen können, mögen wir auch der vollendeten Wirkung noch so machtlos gegenüberstehen. So z. B. müssen wir eine typhöse Erkrankung, wenn sie einmal ausgebrochen ist, fast wehrlos über uns ergehen lassen; sobald wir aber die „Ursache“ des Typhus kennen, sind wir imstande, dem Ausbruch der Epidemie vorzubeugen, so daß sie gar nicht aufkommen kann. Und ebenso können wir, wenn wir wissen, daß Arbeit oder Elektrizität durch Wärme erzeugt oder „verursacht“ werden kann, Maschinen bauen, die die Naturkräfte bändigen und zu unsern Dienern machen, auch wenn wir von dem „metaphysischen Wesen“ der Elektrizität usw. keine Ahnung haben.

Das kausale Denken ist also ein absolut unentbehrliches und machtvolles Werkzeug des Intellekts, mittels dessen wir in den Gang des Geschehens derart eingreifen können, daß wir die Ungunst des Geschicks abzuwenden und die Wohlfahrt der Menschen zu vermehren imstande sind. Das ist das einzige Sichere, was wir über die Kausalität wissen*). Und diese Erkenntnis ge-

*) Sehr treffend sagt K. Kromann (Unsere Naturerkenntnis. Kopenhagen 1883. S. 204.): Der Kausalsatz ist

nügt dem Positivisten. Denn da nach der positiven Philosophie alle unsere Erkenntnisse nur relativ sind, da eine „absolute" Erkenntnis überhaupt unmöglich ist, so verzichtet sie auch darauf, das „metaphysische Wesen" der Dinge im allgemeinen und der Kausalität im besonderen erschließen zu wollen. Ihre einzige aber sehr edle Aufgabe sieht sie darin, durch möglichst richtiges Denken die zahllosen Leiden des Lebens zu verringern und zu mildern und das menschliche Schicksal so glücklich und edel zu gestalten, als es durch Vernunft und Wissenschaft, „des Menschen allerhöchste Kraft", möglich zu machen ist.

Jedenfalls hat also das Kausalitätsgesetz — und das ist das Ergebnis dieser kleinen Betrachtung — nichts Trostloses oder Niederschmetterndes; vielmehr ist das kausale Denken ein mächtiges Werkzeug zur Verbesserung des menschlichen Schicksals.

Wir wollten dieses Kapitel über die Phasen des kausalen Gedankens hier nur deshalb einflechten, weil die Kausalität der Grundbegriff der Leidenslehre ist und weil die niederschmetternde Wirkung, die durch die naiven Kausalitätstheorien ausgeübt wurden, bis jetzt vielfach davon abgeschreckt haben, die Queteletsche Entdeckung in ihrer ganzen Größe zu begreifen und für das Leben nutzbar zu machen. Ich glaube, wir haben

nur eine Hypothese. „Er unterscheidet sich aber von allen übrigen Hypothesen dadurch, daß es uns, sobald wir denselben aufgeben, vollkommen unmöglich wird zu erkennen, die uns umgebende Welt zu beherrschen und damit unsere Existenz zu behaupten."

gesehen, daß auch das absolut folgerichtige Kausaldenken durchaus nichts Trostloses hat, daß es dagegen im Kampf gegen die Leiden eine Waffe von unvergleichlicher Wirkung und Kraft sein kann.

Bevor wir aber auf diesen letzten Punkt, die Bekämpfung der Leiden, näher eingehen, haben wir eine Vorfrage zu beantworten: Sollen denn die Übel bekämpft werden? Wäre es heilsam, wenn alle oder die meisten Übel aus der Welt geschafft würden?

Diese Frage mag manchem sonderbar erscheinen. Sie ist aber von großer Bedeutung, denn sie ist nicht nur von bedeutenden Philosophen und Denkern, sondern auch von der in Sprüchen niedergelegten Volksweisheit mit aller Bestimmtheit verneint worden. „Die Leiden sind gut", so hat man gesagt, und wir müssen zunächst uns darüber klar zu werden suchen, ob dies Paradoxon richtig ist.

Elftes Kapitel

Wert und Bedeutung des Leidens

> „Die Natur hat den Menschen unter die Herrschaft des Vergnügens und des Schmerzes gestellt. Ihnen verdanken wir alle unsere Ideen, auf sie beziehen wir alle unsere Urteile, alle Bestimmungen unseres Lebens. Wer behauptet, sich dieser Herrschaft entziehen zu können, weiß nicht, was er sagt: selbst in dem Augenblick, wo er die größten Vergnügen von sich weist und die lebhaftesten Schmerzen ergreift, ist es sein einziges Ziel, das Vergnügen zu verfolgen, den Schmerz zu mildern."
>
> I. Bentham

Die Ansicht, daß das Leiden einen positiven, lebenfördernden Wert habe, ja sogar, daß dem Menschen ohne das Leiden aller Wert geraubt wäre, ist nicht nur bei philosophischen, namentlich theologischen und metaphysischen Denkern weit verbreitet, sondern sie ist auch in vielen Volkssprichwörtern niedergelegt und in Aussprüchen unserer besten Dichter. Wissenschaftlich ist allerdings diese Auffassung noch nie begründet worden, wenigstens, soviel ich weiß, nicht in einem wissenschaftlichen Zusammenhang, sondern nur in vereinzelten, mehr gelegentlichen Bemerkungen, die aber ungemein zahlreich und ganz übereinstimmend miteinander sind.

Wenn wir deshalb jetzt versuchen, diese allgemein verbreitete Lehre genauer zu untersuchen, so können wir uns nirgends auf eine feste, wohldurchdachte Theorie beziehen, sondern eben nur auf einzelne Behauptungen, die wir überall zer-

streut vorfinden. Diesem Umstand bitte ich es zuzuschreiben, wenn ich mich in der folgenden Untersuchung ganz an vereinzelte Zitate halten muß:

Ein Volksspruch sagt:

„Ohne Feuer nur roh,
Ohne Leiden nicht froh."

Ein anderer:

„Ohne Prügel keine Erziehung."

Ganz ähnlich glaubt Lavater an die läuternde Macht des Leidens:

„Denk im Leiden: Das Leiden ist Mittel, sein Zweck Vollendung."

und Marie v. Ebner-Eschenbach:

„Der Schmerz ist der große Lehrer der Menschen. Unter seinem Hauch entfalten sich die Seelen."

Die Ansicht, daß zu einem richtigen Menschenleben sowohl Freud als Leid gehöre, daß Freud und Leid sich ergänzen, wird sehr häufig ausgesprochen. So sagte schon Euripides:

„Dem Guten nicht gesondert ist das Schädliche, vielmehr gemischt aus Beiden sprießt das Wohlergehen."

Dasselbe meint Konrad Ferdinand Meyer in folgendem Verse:

„Merke dir's, du blondes Haar,
Schmerz und Lust Geschwisterpaar,
Unzertrennlich beide —
Geh und lieb' und leide."

Alfred Vinet:

„Vielleicht heißt Leiden nichts anderes als ein tieferes Leben führen."

Ludwig Giesebrecht:

„Was ist Leben ohne Leid?
Helle sonder Dunkel."

Und Ernst Schulze:

„Hoch übers Reich des Niedern und Gemeinen
Erhebt der Schmerz den Geist, den er durch-dringt."

Wieder andere Aussprüche verurteilen das Gegenteil des Leidens: den Genuß. So das Wort:

„Genießen ist gemein."

Ferner Jean Paul:

„Genüsse geben kein Paradies, sondern helfen nur, es zu verscherzen."

Goethe (Sprüche in Reimen):

„Alles in der Welt läßt sich ertragen,
nur nicht eine Reihe von schönen Tagen."

„Nach Sorgen sehn' ich mich und Schmerzen,"

singt der Tannhäuser bei Richard Wagner, und:

„Unglück ist besser zu regieren als Glück,"

sagt ein alter Spruch.

Andere Aussprüche betonen die Süßigkeit, die im Leiden liegt; so fragt Chamisso:

„Ach, lebt von Schmerzen die Liebe nicht
Und nicht von Liebe das Leben?"

oder z. B. Ludwig Börne:

„Der Schmerz ist das Glück der Seligen,
Am meisten lebt, wer am meisten leidet."

Oft wird die lebensteigernde Macht des Leidens gepriesen:

„Not macht erfinderisch."

„Durch Schaden wird man klug."

„Ohne Leiden bildet sich kein Charakter,

ohne Vergnügen kein Geist. Der Mensch soll also wohl an beiden reifen,"

sagt Ernst v. Feuchtersleben.

Und Tiedge:

„Der Schmerz ist die Geburt der höheren Naturen."

Joh. v. Müller:

„Das Unglück schlägt gemeine Seelen nieder; bessern gibt's neuen höhern Schwung."

Und der Dichter Renner:

„In dieses Lebens wüstem Krieg heißt es, das Schwert in Händen halten. Das Schlachtfeld nur gebiert den Sieg, die Not nur kann den Mann gestalten .... Es lebe, was da kühn und stark, und hoch der Hunger, hoch der Tod."

Der Anthropologe Waitz schreibt:

„Es gehört zu den bewundernswertesten Lehren, die uns das Studium des Menschen gibt, daß materielle Not, Eitelkeit und Ehrgeiz unter allen die kräftigsten Triebfedern der Menschen und die mächtigsten Hebel zu wahrhaft bedeutenden Leistungen sind. Der Unverstand klagt über die Übel in der Welt, und Philosophen haben deshalb die göttliche Weisheit gegen jene Anklage rechtfertigen zu müssen geglaubt. Es ist wahr, die Masse des Übels und des Bösen ist ungeheuer, aber es wird zu wenig bedacht, daß die Fehler und Schwächen der Menschen die Grundbedingungen für die meisten Fortschritte sind, welche die Gesellschaft macht. Selbst die eigentliche Erbsünde unseres Geschlechts, die Trägheit,

ist für den Bestand aller Kultur wesentlich notwendig, denn ohne sie würde eine Autorität in der Kirche, im Staate, in der Kunst, in der Wissenschaft weder entstehen noch sich halten können, die späteren Generationen würden nicht die Bildung der früheren traditionell sich anzueignen bereit, die niedere Klasse aber in jedem Augenblick die Ordnung und den Bestand der ganzen Gesellschaft in Frage zu stellen geneigt sein.

Mit den menschlichen Fehlern zwar soll und kann diese Erkenntnis uns nicht versöhnen, aber sie vermag uns eine höhere Weisheit in der Entwicklung des Menschengeschlechts ahnen zu lassen, als die der Menschen selbst, und weist uns eindringlich darauf hin, daß wenn auch diese es sind, welche die Weltgeschichte bewegen, doch deren Leitung und Zielpunkte ganz andere sind als diejenigen, welche sie selbst sich vorsetzen."

Dieser Ansicht von Waitz schließt sich z. B. auch Nietzsche an, wenn auch aus ganz anderen Gründen; er schreibt:

„Was sie (nämlich die Demokraten) mit allen Kräften erstreben möchten, ist das allgemeine grüne Weideglück der Herde, mit Sicherheit, Ungefährlichkeit, Behagen, Erleichterung des Lebens für jedermann; ihre beiden am reichlichsten abgesungenen Lieder und Lehren heißen ‚Gleichheit der Rechte' und ‚Mitgefühl für alles Leidende', — und das Leiden wird von ihnen als etwas genommen, das man abschaffen muß. Wir Umgekehrten, die wir

uns ein Auge und ein Gewissen für die Frage aufgemacht haben, wo und wie bisher die Pflanze ‚Mensch' am kräftigsten in die Höhe gewachsen ist, vermeinen, daß dies jedesmal unter den umgekehrten Bedingungen geschehen ist, daß dazu die Gefährlichkeit seiner Lage erst ins Ungeheure wachsen, seine Erfindungs- und Verstellungskraft (sein ‚Geist') unter langem Druck und Zwang sich ins Freie und Verwegene entwickeln, sein Lebenswillen bis zum unbedingten Machtwillen gesteigert werden mußte: — wir vermeinen, daß Härte, Gewaltsamkeit, Sklaverei, Gefahr auf der Gasse und im Herzen, Verborgenheit, Stoizismus, Versucherkunst und Teufelei jeder Art, daß alles Böse, Furchtbare, Tyrannische, Raubtier- und Schlangenhafte am Menschen so gut zur Erhöhung der Spezies ‚Mensch' dient als sein Gegensatz."

Oft hört man auch die Behauptung aussprechen, daß der Mensch geradezu zum Leiden geboren sei. Schon Hiob klagte (K. 5, V. 7):

„Der Mensch wird zu Unglück geboren."

Goethe (Faust I, Chor der Jünger):

„Ach an der Erde Brust sind wir zum Leide da".

Joh. Gottfr. Seume:

„Schmerz und Freude liegt in einer Schale;
Ihre Mischung ist der Menschen Los."

Eine ganze Anzahl von Vorteilen, die das Leiden bietet, macht Goethe in folgenden hübschen Versen namhaft:

„Unglück bildet den Menschen und zwingt ihn, sich selber zu kennen —

Leiden gibt dem Gemüt doppeltes Streben und Kraft.
Uns lehrt eigener Schmerz des andern Schmerz zu teilen,
Eigener Fehler erhält Demut und billigen Sinn."

Wir sehen also, daß die Meinung, das Übel sei gut und das Leiden sei vorteilhaft, nicht nur sehr allgemein verbreitet, sondern auch von vielen unserer besten Denker und Dichter geteilt wird. Wir haben es hier im Grunde genommen mit einem geradezu verblüffenden Paradoxon zu tun:

Übel = gut
Leiden = erstrebenswert,

dessen Wahrheitsgehalt wir jetzt vom wissenschaftlichen Standpunkt aus, und zwar zunächst vom Standpunkt der Psychologie und der Physiologie aus untersuchen müssen.

(Psychologische Betrachtung) Die Behauptung, Übel sei gut und Leiden seien somit erstrebenswert, ist offenbar ein Werturteil. Wenn wir über ein Werturteil klar werden wollen, so müssen wir auf die Quelle aller Wertsetzung zurückgehen, und diese Quelle ist das Gefühl: Freude und Schmerz, Lust und Unlust sind die psychischen Affektionen, auf die alle menschlichen Werturteile letzten Endes gegründet sind.

Denn soviel ist klar, wenn wir weder Freude noch Schmerz empfinden könnten, weder Unlust noch Lust, so hätte für den Menschen nichts einen Wert auf Erden, alles wäre uns absolut gleichgültig.

Ob man uns die Hand abhackte, die Haut abzöge oder uns auf die Folter spannte; ob ein Bild

schlecht oder gut gemalt ist; ob eine Behauptung logisch oder unlogisch ist; ob uns ein Redner Unsinn vorredet, der aus lauter Wirrwarr und Trugschlüssen zusammengestoppelt ist, oder ob er eine klare Theorie entwickelt; ob ein Kutscher sein Pferd schindet; ob die Russen München erobern oder die Schlacht bei Leipzig von Napoleon gewonnen worden wäre; ob wir verhungern oder etwas zu essen haben — alles dies und überhaupt alles auf der Welt wäre uns genau ebenso gleichgültig, wie es einer Maschine, z. B. einer Lokomotive ist, ob sie geheizt und in Bewegung gesetzt oder in den Schuppen gestellt oder auseinandergenommen und zum alten Eisen geworfen wird.

Also, ohne Freude und Schmerz empfinden zu können, wären wir einfach Maschinen (man erinnere sich der Condillacschen Säule), alles wäre für uns vollkommen wertlos, ja der Begriff des Wertes wäre schlechthin unmöglich*).

Daraus geht hervor, daß die unmittelbare Ursache aller Werte in unserem Bewußtsein das Gefühl ist; daß alle Freude einen positiven Wert, aller Schmerz und alles Leiden einen negativen Wert hat, und daß das Übel nicht gut, sondern übel ist. Und wo immer wir unser Bewußtsein erforschen, zeigt uns die klare Erfahrung, daß unser Wille immer und unter allen Umständen nach Freude strebt und Schmerzen und Leiden mit aller Macht bekämpft und zu verhüten sucht.

---

*) Näheres über den höchsten Wertbegriff, über Eudämonismus und Euphorismus in „Der Sinn des Lebens", 34. Kap.: ‚Moral und Glück' und 35. Kap.: ‚Die Bestimmung des Menschen'.

Was wir auch tun und treiben mögen, immer suchen wir dadurch uns selbst oder andern Freude zu bereiten oder Schmerzen abzuwehren. Es gibt keinen einzigen Fall, in dem es anders wäre. — Auch unsere höchsten Wertungen beruhen auf dem Gefühl; denn auch Ehre, Liebe, Selbstachtung, Ruhm, Wahrhaftigkeit, Pflichtgefühl sind Lustgefühle, denen die entsprechenden Unlustgefühle gegenüberstehen. Ein bestimmtes Leid kann nur dann als relativ gut empfunden werden, wenn wir dadurch ein noch größeres Leid abwenden oder eine das Leiden übergleichende Freude herbeizuführen imstande sind.

Die elementare psychologische Betrachtung zeigt uns also mit aller wünschenswerten Klarheit, daß vor dem Forum des Bewußtseins das Leiden als solches stets negativ, die Freude positiv gewertet wird.

(Physiologische Betrachtung) Gehen wir nun zur physiologischen Betrachtung über, so erkennen wir, daß alles, was psychologisch sich dem Bewußtsein als Leiden darstellt, physiologisch mit einer Beeinträchtigung der Lebensfunktionen verbunden ist. Der tierische und menschliche Organismus ist ja so eingerichtet, daß die Schädigungen des Leibes im Bewußtsein als warnende Schmerzen, dagegen alles Lebenfördernde als Lustgefühle empfunden werden. So erzeugt der Biß eines Insekts und jede Verwundung Schmerz, das Stillen des Hungers, die Ruhe nach der Ermüdung Freude.

Wo das Gegenteil der Fall zu sein scheint, ist es aber nur scheinbar. So bringt z. B. der Alkohol momentane Lust hervor, aber dem übermäßigen

Genuß folgt ein starkes Unlustgefühl: der Katzenjammer und bei chronischer Alkoholvergiftung eine Erschwerung aller psychischen Funktionen usw. Sehr richtig sagt daher Wilhelm Ostwald: „Alles Leid ist eine Einengung und Verminderung der persönlichen und sozialen Leistungsfähigkeit."

Wie wahr dieser Satz ist, das ergibt ja auch die direkte Beobachtung: Der Leidende fühlt sich schwach und traurig, sein Mut ist gesunken, gekrümmt und langsam schleicht er dahin, sein Ruhebedürfnis ist groß, er ist verdrossen zu aller Arbeit, sein Puls geht schwach und träge, sein Gesicht ist blaß, seine Züge sind vergrämt, abgespannt, sein Auge matt, umschattet und trübe, sein Appetit gering; gegen andere ist er abweisend, in der Nacht wälzt er sich schlaflos auf seinem Lager, sodaß er für den folgenden Tag noch kraftloser ist.

Der Frohgemute, den die Freude durchpulst, ist davon das gerade Gegenteil: sein Auge blitzt, froh durchströmt das Blut alle Gewebe, die Muskeln sind straff, seine Wangen sind gerötet, er ist jeder Bitte eines andern zugänglich und zu jeder guten Tat bereit. Er ist voll Mut und Kraftgefühl, unternehmend, tatenlustig, seine Leistungsfähigkeit ist verdoppelt. Dagegen ist das Leiden der größte Feind der werteschaffenden Arbeit: eine geringe Benommenheit des Kopfes, und die Arbeit stockt, gerät schlecht oder mißlingt.

Also: das Leiden (physiologisch genommen) entkräftet, entnervt, lähmt, es stört die Funktion, es zerfrißt die körperliche und geistige Leistungsfähigkeit, es ist lebensfeindlich, denn es vermindert und

zerstört das Leben, plötzlich oder langsam. „Im Unglück altern die Menschen früh," sagt Homer in seiner einfachen Weise (Od. XIX, 360) und ebenso Luther: „Herzeleid ist der Tod selbst."

Diese Tatsachen sind allgemein bekannt, und ebenso bekannt ist, daß alle Menschen — zu welcher Theorie sie sich auch angeblich bekennen mögen — tatsächlich nach Freude und Glück streben und Unglück, Übel und Leiden hassen und von sich fern zu halten suchen. Ein jeder Mensch strebt danach, das seiner individuellen Natur am meisten entsprechende Glück zu erlangen. So wird der niedere Mensch hauptsächlich nach sinnlichen Genüssen streben, der Kulturmensch mit reich entwickeltem Geistesleben nach ethischen und geistigen Genüssen, und ein jeder sucht alles, was ihn darin stört, sich fern zu halten.

Es gibt keine einzige Ausnahme. Wenn z. B. Nietzsche fragt: „Strebe ich denn nach meinem Glücke? Nein, ich strebe nach meinem Werke!" so ist das einfach beide Male dasselbe, das eine Mal von der subjektiven Seite betrachtet, das andere Mal von der objektiven. Es ist so, als ob jemand fragte: Strebe ich denn danach, meinen Hunger zu stillen? Nein, ich strebe nach dem Brote. Es liegt ja auf der Hand, daß ein Denker wie Nietzsche aus keiner andern Beschäftigung ein so hohes Glücksgefühl gewinnen konnte, als eben bei der Vollendung seiner Arbeiten.

Doch ich möchte hier nicht das Problem des Eudämonismus oder vielmehr des Euphorismus

weiter verfolgen, da ich dies anderwärts*) bereits ausführlich versucht habe und hier wohl auf jene Ausführungen hinweisen darf. — Jedenfalls führt aber, wie schon aus diesen Andeutungen hervorgeht, sowohl die psychologische als die physiologische Betrachtung genau zu dem entgegengesetzten Ergebnis wie jene zahlreichen, früher zitierten Aussprüche.

Wie ist nun dieser Widerspruch zu erklären? Etwas Wahres muß doch wohl der vielverbreiteten Ansicht von dem positiven Nutzen der Übel zugrunde liegen; und wenn nicht, wodurch ist der Irrtum entstanden?

Da es gewiß nicht angeht, eine weitverbreitete und von großen Geistern vertretene Ansicht auf Grund einiger wissenschaftlichen Deduktionen einfach vollständig zu verwerfen, so sehen wir uns vor der Aufgabe, jene früher zitierten Aussprüche nun zu analysieren und die einzelnen Punkte auf ihren Wahrheitsgehalt zu prüfen.

Die Analyse ergibt nun, daß der „Nutzen des Leidens" in folgenden einzelnen Vorteilen bestehen soll:

Leiden ist lebensteigernd. (Ohne die Not würde der Mensch erschlaffen.)
Leiden läutert den Charakter.
Leiden macht mitleidig.
Leiden macht klug und bescheiden.
Genießen ist schädlich, macht gemein.
Das Leid ist die notwendige Ergänzung der Freude.

*) In meinem Buche „Der Sinn des Lebens und die Wissenschaft."

Leiden (Not) macht erfinderisch.

Der Mensch ist für das Leiden bestimmt.

Dies scheinen mir die wichtigsten einzelnen Punkte zu sein, die wir jetzt nacheinander zu besprechen hätten:

„Leiden ist lebenfördernd." Der Mensch, sagt man, ist von Natur träge und konservativ. Erst das Leiden weckt seine Kraft. Wie ein Organismus, dem man alle Schädlichkeiten fernhält, ein verweichlichtes Treibhausgeschöpf wird, so geschieht es auch Menschen und Völkern. Nietzsche meinte daher, daß die „Pflanze Mensch" am kräftigsten da in die Höhe gewachsen sei, wo die äußern Lebensbedingungen mit den meisten Nöten und Leiden verknüpft waren.

Wer jedoch auch nur oberflächlich die Völkerkunde kennt, wird kaum dieser Ansicht Nietzsches beistimmen können. Gerade in den Landstrichen, wo die Natur dem Menschen am härtesten entgegentritt, so z. B. in den Dürren Australiens, im Schnee und Eis der Arktis, im Feuerland, in den undurchdringlichen Urwäldern Ceylons und der Philippinen usw. sind die dort hausenden Volksstämme auf der niedersten Kulturstufe stecken geblieben. Die Australneger, die Eskimos, die Feuerländer, die Wedda auf Ceylon, die Negritos der Philippinen usw. sind nicht die Führer in der Kultur, sondern sie sind armselige, dürftige und sehr kulturarme „Randmenschen". Dagegen sind die Völker, die in den allerüppigsten Gegenden wohnen, z. B. in Ozeanien, wo dem Menschen die Früchte gleichsam in den Mund wachsen, bedeutend höher in der Kultur gestiegen als jene „Randmenschen".

Die höchste Kultur aber haben bekanntlich die Völker der gemäßigten Zone erreicht.

Nicht von der Summe der LEIDEN hängt also offenbar die Steigerung des Lebens ab, sondern von der Art der WIDERSTÄNDE, und zwar in der Weise, daß allzu große und allzu kleine Widerstände dem Leben nicht förderlich sind, während mittlere Widerstände die beste Kräfteentfaltung hervorbringen. So heißt denn auch der bekannte Spruch sehr richtig: Per aspera ad astra, nicht per dolores ad astra. Stellen wir uns einmal vor, wir lebten in einem Schlaraffenland, wo uns jeder Wunsch, im Augenblick der Entstehung, ja noch vorher, erfüllt würde. Es ist klar, daß wir in einem solchen Land wahrscheinlich völlig verkümmern und entarten würden. Und zwar aus dem einfachen Grunde, weil wir nun gar keine Gelegenheit mehr hätten tätig zu sein, uns anzustrengen, arbeiten zu müssen. Wir wären ja zur vollkommenen Faulheit verurteilt.

Was also im Schlaraffenland fehlte, das sind aber trotzdem nicht die Leiden, sondern es ist der Mangel an Widerständen, der die Entartung verschulden würde. Der Mensch ist so von der Natur geschaffen, daß seine ganze Lebenstätigkeit in der Überwindung von Widerständen besteht. Diese Überwindung von Widerständen ist aber keineswegs etwa gleichbedeutend mit Leiden, sondern das gerade Gegenteil davon. Leiden ist passiv, Arbeit dagegen ist aktiv. Leiden ist vermindertes Leben, Arbeit ist gesteigertes Leben. Die Arbeit ist nur dann mit Leiden verbunden, wenn die Widerstände zu groß sind, sodaß die

Anstrengung zu dem Ergebnis in keinem richtigen Verhältnis steht.

Also mittlere Widerstände sind das lebensteigernde, nicht Leiden. Der menschliche Wille braucht Widerstände, aber er braucht keine Leiden. — Und diese beiden Dinge sind bis jetzt sowohl von Waitz, Nietzsche usw., als auch von der populären Meinung fortwährend miteinander verwechselt worden.

Doch ist damit noch nicht bewiesen, daß auch das Leiden an sich nicht unter Umständen lebenfördernd sein kann.

Gehen wir, um diese Frage zu untersuchen, von konkreten Beispielen aus: Ein Mensch hat einen Migräneanfall, oder rasenden Zahnschmerz, oder einen Typhus, oder er wird von einem Verbrecher meuchlings niedergeschlagen, oder von einem Dachziegel auf den Kopf getroffen, von einem Hund gebissen, oder er leidet unter einer unglücklichen Liebe, unter einer Verleumdung, die ihm die Ehre abgeschnitten hat usw., so ist klar, daß durch alle diese Leiden, so groß sie auch sind, die Kraft des Mannes nicht im geringsten gesteigert, sondern sehr bedeutend vermindert wird.

Das Leiden an sich ist also offenbar nicht lebenfördernd; wohl aber ist es die Möglichkeit des Leidens, die Drohung des Übels.

Gewiß sagt sehr richtig der Dichter Kleist: „Wäre kein Schmerz in der Welt, so würde der Tod alles aufreiben. Wenn mich eine Wunde nicht schmerzte, würde ich sie nicht heilen und würde daran sterben.“ Aber die Drohung des

Leidens genügt vollständig, um uns zum richtigen Gebrauch unserer Kräfte anzuhalten.

Es ist z. B. nicht notwendig, daß ich bis zum Schmerz ausgehungert bin, um die Unterernährung oder den Hungertod zu scheuen; es ist nicht notwendig, daß ich von Schmutz starre und von Ungeziefer geplagt werde, um die Reinlichkeit zu lieben; ich brauche durchaus nicht gefoltert worden zu sein, um diese Einrichtung zu verabscheuen. Wenn ich einen heißen Gegenstand anfasse und sofort wieder loslasse, so ist dies natürlich richtiger, als wenn ich mir die Hand verbrenne.

Kurz, es genügt die Möglichkeit, die Drohung des Leidens, um mich zur Tätigkeit anzuspornen; gerade wie die Drohung des Abgrundes genügt, um einen Bergsteiger allmählich schwindelfrei zu machen, er braucht durchaus nicht möglichst oft abgestürzt zu sein.

Das Leiden tritt ja erst dann ein, wenn das Übel über den Menschen gesiegt hat, wenn es ihn überwältigt hat, wenn er „abgestürzt" ist, als Strafe. Der vernünftige Mensch bedarf aber keiner Strafe. Und Helden nennen wir nicht diejenigen, die möglichst viel gelitten haben, sondern die das Übel niederringen, oder es doch bekämpfen und so ein kleineres Leiden erdulden, um ein größeres zu verhüten. „Tu ne cede malis, sed contra audentior ito"; dieser Spruch des tapferen Römers heißt: Übel sollen nicht erduldet, sondern überwunden werden.

Außerdem dürfen wir nicht vergessen, daß außer der Furcht vor dem Leiden der Mensch noch eine andere mächtige Triebfeder in sich birgt: die

Lust zur Freude. Es ist vielleicht richtig, daß auf niedern Kulturstufen der Schmerz ein unentbehrlicher Willensstachler ist. Denn der Naturmensch verfügt über keinerlei höhere Genüsse; und wenn Hunger und Durst gestillt sind, gibt er sich am liebsten dem Müßiggang hin. Beim Kulturmenschen dagegen, der Kulturbedürfnisse hat, der sich positive Freuden in Fülle verschaffen kann, wird die Drohung des Leidens immer unwichtiger, je höher er steht; und der Anreiz der Freude übt jetzt eine immer größere Macht auf seinen Tätigkeitstrieb aus.

Eine hohe Kultur bedarf daher der Schmerzen und Leiden ebenso wenig, als eine hohe Erziehung der Prügel bedarf.

Der Schaffensdrang ist ja bei jedem gesunden Menschen eine ganz normale Erscheinung, die nur bei Überarbeitung und Überanstrengung und bei allzuwenig Gelegenheit, die Kräfte in ansprechender Weise zu betätigen, in ihr Gegenteil umschlägt: in Faulheit und Arbeitsunlust. Ja nicht nur dem Menschen, sondern sogar dem Tier ist der Tätigkeitstrieb angeboren; sehr treffend sagt man: „das Pferd sticht der Haber". In der Tat, durch die Ernährung gelangen Spannkräfte, potentielle Energien in das Zentralnervensystem und in die Muskeln, die nach Entladung geradezu schreien und so den Tätigkeitstrieb zu einem elementaren Trieb der Menschennatur machen.

Daher sind (maßvolle) Arbeit und Anstrengung beim gesunden Menschen keine Leiden, sondern hohe Lebensfreuden; Überanstrengungen dagegen sind allerdings ausgesprochene „Leiden" und haben

oft noch größere Leiden im Gefolge. Sie werden daher im allgemeinen mit Recht gemieden, ausgenommen natürlich in dem Fall, daß noch größere Leiden verhütet werden sollen.

Wir kommen also zu dem Schluß, daß das Leiden an sich nicht lebensteigernd, sondern lebenvermindernd ist; lebenfördernd dagegen ist alles, was die Energie in Tätigkeit setzt. Nämlich: Starke Wünsche und große, aber nicht unüberwindliche Widerstände.

„Dann erst genieß ich meines Lebens recht,
Wenn ich mir's jeden Tag aufs neu erbeute."
Schiller

Und dasselbe sagt Goethe in einem noch öfter zitierten Spruch:

„Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß."

An genügenden Widerständen wird es aber nie fehlen in dieser Welt der Wirklichkeiten, die ein System von Widerständen ist; und wenn der Dichter Jordan sagt:

„Es muß die Menschheit ringen nach dem Ziele,
An welchem angelangt die Welt zerfiele,"

so dürfen wir vollkommen beruhigt glauben, daß wir an diesem Ziele niemals anlangen werden. — Wohl aber können in einer schlecht organisierten Gesellschaft die Widerstände so verkehrt auf die Einzelnen verteilt sein, daß alle unglücklich sind: Die Oberklasse, weil sie in Müßiggang und Üppigkeit zu wenig lebenfördernde Widerstände findet, die Unterklasse, weil sie in Überarbeit und Unterernährung allzu große Widerstände überwinden

muß. — In einer wohlorganisierten Gesellschaft, in der der Grundsatz „Wie die Arbeit, so der Lohn" durchgeführt ist, sind dagegen die Widerstände derartig angeordnet und verteilt, daß sie für alle lebensteigernd sind und doch mit Leiden in keiner Weise verknüpft zu sein brauchen.

Wir haben damit versucht, einen der größten Irrtümer der Leidenslehre, nämlich die *Verwechslung von Leid und Widerstand*, zu berichtigen, und gehen nun zu dem zweiten Punkt über, zu der Behauptung:

„Leiden läutert den Charakter." — So wie das Gold durch Feuer geläutert werde, so müsse der Charakter durch Leiden geläutert werden, wird gesagt.

Mit der Erfahrung deckt sich aber diese Behauptung wohl kaum. Es gibt gewiß abgeklärte Naturen, die große Leiden durchgemacht haben, aber ihre heitere Ruhe beruht dann wohl eher darauf, daß sie sich nach Aufhören des Leidens wohl fühlen, so etwa wie der Operierte, wenn er die Qual überstanden hat.

Im allgemeinen aber sind Leute, die viel leiden, launisch, unfroh, mißmutig, abweisend und egoistisch; glückliche Menschen dagegen sind froh, gutmütig, mitteilsam, freigebig, versöhnlich, zugänglich. In der Tat, welches Wohlwollen, welche Liebe zu aller Kreatur, Mensch und Tier, ergreift uns, wenn wir froh und freudig sind. Wenn Schiller ausrief: „Diesen Kuß der ganzen Welt", so war dies ein Ausdruck des höchsten Freudegefühls; ein trauriger Mensch ist von solch liebenswürdiger Expansion

meist weit entfernt; ihn stört die Fliege an der Wand, und er ist vielleicht eher in der Stimmung, dem ersten besten etwas ganz anderes zu verabreichen als einen Kuß. Man frage sich doch, ob man sich z. B. mit einer Bitte lieber an einen Leidenden wendet oder an einen, der froh und heiter ist? Daher ist es geradezu eine soziale Pflicht, Leiden abzuwehren und sich so froh und freudig zu halten, als es nur möglich ist. — Doch müssen wir auch hier wieder den Zustand bedenken, der nach dem Leiden bleibt. Damit kommen wir zum dritten Punkt:

„Leiden macht mitleidig." — Es ist gewiß wahr, daß man, um Mitleid zu fühlen, selbst gelitten haben muß; dazu genügt aber ein Mindestmaß von Leiden, das auch nach dem erfolgreichsten Kampf gegen das Leiden immer übrig bleiben wird. Besonders wichtig wird aber für das Mitleiden die Verteilung des Leides sein. Solange eine Klasse von Menschen auf Kosten einer andern Klasse lebt, wird statt des Mitleids bei der obern Klasse nur Hochmut und Verachtung für die andere Klasse zu finden sein, die ihrerseits wieder unter der Last der Leiden verkümmert. In einem Staat, der weder Ausbeuter noch Ausgebeutete kennt, wird aber das Mitleid auch bei einem Mindestmaß des Leidens allgemein verbreitet sein. Denn der Mensch ist ein soziales Geschöpf, und das Mitleid ist ihm angeboren. Kinder können über eine rührsame Geschichte von irgendeinem Unglücklichen, den sie gar nicht kennen, in helle Tränen ausbrechen. Allerdings sind Kinder auch oft sehr grausam,

aber doch nur da, wo sie in dem leidenden Geschöpf, z. B. bei einem mißhandelten Hund, das Leiden nicht erkennen, weil ihr Vorstellungsleben noch zu schwach ausgebildet ist. — Auch ist in grundsätzlicher Beziehung zu bedenken, daß, wenn es kein Leiden gäbe, auch das Mitleid natürlich gänzlich überflüssig wäre.

„Verschuldetes Leiden macht klug und bescheiden." — „Durch Schaden wird man klug"; d. h. wenn man es vorher nicht war, wenn man die Drohung des Übels nicht achtete, wenn man sich von dem Übel überwältigen ließ. „Wer nicht hören will, muß fühlen." Es ist die Erziehung durch Prügel, die früher in ebenso hohem Ansehen stand, als sie jetzt verworfen wird. Denn diese Art der Erziehung hat eben ihre großen Nachteile: das Prügelkind wird furchtsam, feig, verlogen, und der durch Schaden klug Gewordene wird leicht mißtrauisch, ängstlich, menschenfeindlich und mutlos. „Leid frißt das Herz und frißt den Mut," klagt Arndt. Und auch Kant ist dieser Ansicht, wenn er sagt: „Unschuldig leiden entrüstet, schuldig leiden schlägt nieder." Die Erziehung durch Leiden ist also keineswegs die beste; viel besser wird die Schule sein, die nicht mittels Prügel und Leiden, sondern mittels der Vernunft erzieht.

„Genießen ist gemein." Diesem menschenfeindlichen, häßlichen Satz schaut der Trugschluß aus den Augen. Es muß natürlich heißen: „Nur genießen ist gemein." Gemein ist der, der ohne zu arbeiten nur dem Genuß lebt, weil er ein Pa-

rasit ist, der sich von der Arbeit anderer ernährt, ohne eine Gegenleistung zu bieten. Wer aber die Früchte seiner eigenen Arbeit genießt, mag nun dieser Genuß im Verzehren eines guten Mahles liegen, oder im Anschauen eines Kunstwerks, oder im Naturgenuß usw., — dem haftet nichts Gemeines an, im Gegenteil wäre es zu wünschen, daß diese Genüsse, besonders die höheren Genüsse, recht gemein, d. h. allgemein würden.

Ebenso ist der Satz falsch: „Nichts ist schwerer zu ertragen, als eine Reihe von schönen Tagen." Es muß offenbar heißen, als eine Reihe von müßigen, verfaulenzten Tagen, an denen man nichts getan, als die Zeit totgeschlagen hat. „Schöne" Tage, auch Ferientage, Tage der Ruhe, der Erholung und des Genusses, wie man sie z. B. im Gebirge, auf Reisen usw. verbringt, sind so herrlich, daß schon die Freude darauf das ganze Jahr durchstrahlen kann.

„Not macht erfinderisch." — Es ist eine merkwürdige Tatsache: der durchschnittliche Mensch ehrt seine Peiniger höher als seine Beglücker. Jedem bekannt sind die Namen Tamerlans und Chingiskhans, aber die Erfinder des Webstuhls, der Gabel, des Ackerbaus sind ganz unbekannt geblieben. Jeder Gymnasiast kennt die sämtlichen Schlachten, in denen Friedrich II. und Napoleon Millionen von Menschen unter den Rasen brachten. Aber die großen Wohltäter der Menschheit, die die Chemie, die Physik, die Technik, die Hygiene erdacht haben, sie kennt er nicht. Und auch in der Philosophie ist es nicht anders. Schopenhauer

und Nietzsche, gerade diese beiden Zerstörer unter den Philosophen, führt heute jeder Halbgebildete im Munde; aber die wahrhaft großen und aufbauenden Denker, wie Bacon, Hume, Comte, Bentham, sie sind selbst Gebildeten fremd, und von wenigen werden sie gelesen.

Diese seltsame Tatsache erkläre ich mir daraus, daß das Zerstören leicht und großartig vor sich geht, daß es gleichsam mit Knalleffekt geschieht und daher sensationell wirkt, während das Aufbauen als eine langsame und geräuschlose Tätigkeit viel schwieriger richtig zu würdigen ist. Der Zerstörer imponiert jedenfalls dem primitiven Geist mehr als der Arbeiter. — Aus diesem kleinlichen Masochismus heraus, der das Zerstörerische ehrt, das Aufbauende höhnt, hat auch der Mensch die Not als die große Erfinderin und Lehrmeisterin gepriesen, während der eigentliche Erfinder gerade im Gegenteil der Überfluß ist, d. h. der aus dem Überfluß geborene Spieltrieb. Da ich diesem Satz schon andernorts*) eine eingehende Begründung gewidmet habe, genügt es hier, darauf zurückzuweisen und nochmals zu betonen, daß wir wohl keine einzige Erfindung Menschen verdanken, die, durch Not oder Hunger getrieben, sich gezwungen sahen, etwas erfinden zu müssen. Weder der Pythagoreische Lehrsatz noch die Dampfmaschine, weder das Kopernikanische System noch der Darwinismus, weder der Logarithmus noch die kritische Philosophie ist von Männern erfunden worden, die durch Notdurft oder Hunger zum Erfinden sich gezwungen gesehen hätten.

*) „Phasen der Kultur", 2. Aufl., S. 323 ff.

Es ist ja auch schon von vornherein einleuchtend, daß das Neue aus dem Überfluß hervorquellen muß und nicht aus dem unfruchtbaren Erdreich des Mangels und der Not. — Nicht erfinderisch ist die Not, denn wer in Notdurft lebt, der muß alle seine Kräfte anspannen und ausgeben, bloß um zu leben, um seinen Hunger zu stillen. Dagegen kann die Not allerdings zum Arbeiten antreiben; dazu genügt aber, wie wir schon früher sahen, die bloße „Drohung der Not"; hat sich der Mensch erst von der Not überwältigen lassen, dann wird er zu Erfindungen weder Zeit, noch Lust, noch Geld haben.

„Erfüllte Pflichten hinterlassen eine dauernde Befriedigung, erfüllte Wünsche nicht." — Im allgemeinen gibt uns gerade die Erfüllung unserer Pflichten die Mittel an die Hand, unsere Wünsche zu befriedigen.

Die Erfüllung der Pflichten schließt die Erfüllung unserer Wünsche so wenig aus, als z. B. das Kochen das Essen ausschließt, oder das Besteigen eines Berges den Genuß der Aussicht, oder der Kauf eines Buches dessen Lektüre! — Nur in den Ausnahmefällen, wo die Pflicht den Wunsch verbietet, müssen wir auf unseren Wunsch verzichten.

„Das Leid ist die notwendige Ergänzung der Freude." — „Der Schmerz (sagt Kleist) macht, daß wir die Freude fühlen, so wie das Böse macht, daß wir das Gute erkennen." Das heißt also: Um Freude überhaupt fühlen zu können, müssen wir den Schmerz kennen.

Wahr daran ist gewiß, daß die Freude durch den Kontrast verstärkt wird, ja daß wir schon Freude empfinden, sobald ein Schmerz nur nachläßt oder aufhört. Aber ebenso gewiß ist es auch, daß man ohne alle Schmerzen Freuden in Hülle und Fülle genießen kann; besonders aber die höhern Freuden, die uns die Wissenschaften und die Künste gewähren und an denen wir uns niemals übersättigen, besonders wenn wir sie abwechseln lassen können mit den Freuden der Pflichterfüllung, des Naturgenusses, des Wanderns, der Liebe und der geselligen Feste, die wir mit Freunden feiern.

Die Erfahrung sagt uns, daß wir einer ständigen Euphorie fähig sind, ja daß Schmerzen eigentlich nur eine sinnlose Unterbrechung desjenigen Lebens sind, zu dem wir uns unserer Natur gemäß bestimmt fühlen. – Und wenn, wie oben gesagt wurde, der Tannhäuser im Hörselberge singt: „Nach Sorgen sehn' ich mich und Schmerzen", so ist das jedenfalls nicht buchstäblich zu nehmen: nicht nach Schmerzen sehnt er sich – die könnte er sich ja leicht zufügen –, sondern er sehnt sich heraus aus dem langweiligen Brodem des Hörselbergs nach einer gesunden, männlichen Tätigkeit – nach dem „Leben". Denn Leben ist Tätigkeit.

Gegen diese Betrachtungen hat man jedoch schweres psychologisches Geschütz aufgefahren. Man hat gesagt: Ohne Schmerz gäbe es ebenso wenig eine Empfindung der Freude, als ohne Dunkelheit eine Empfindung des Lichtes. Wenn z. B. die ganze Welt von einem völlig gleichmäßigen gelben Licht erfüllt wäre, so hätten wir trotz unserer beiden Augen nicht die geringste Licht-

wahrnehmung. Das ist richtig, denn alle Wahr⸗
nehmung beruht auf der Unterschiedsempfindung.
Doch würden auch ohne Dunkelheit massenhafte
Lichtunterschiedsempfindungen bestehen, aus dem
einfachen Grunde, weil es ja nicht bloß gelbes Licht,
sondern sehr viele qualitativ verschiedene Arten
von Licht (blaue, rote, grüne Töne usw.) gibt. —

Schopenhauer und andere Pessimisten haben fer⸗
ner behauptet, daß alle Lust nur das Nachlassen
eines Unlustgefühls sei; weil ohne ein bestehendes
Bedürfnis überhaupt kein Lustgefühl entstehe. Wer
z. B. keinen Hunger hat, der empfindet keinerlei
Lust beim Essen. Im besten Fall, meinte daher
Schopenhauer, kann das Lustgefühl gerade bloß das
vorhergehende Unlustgefühl ausgleichen, neutrali⸗
sieren. Dieser pessimistisch gefärbten Ansicht wider⸗
spricht aber schon die alltägliche Selbstbeobachtung.
Wenn ich z. B. mehrere Stunden ununterbrochen
gegangen bin und mich dann niedersetze, so fühle
ich im Augenblick des Niedersitzens eine wohlige
Entlastung der Glieder, ein ganz entschiedenes Lust⸗
gefühl, auch dann, wenn ich vorher nicht die lei⸗
seste Ermüdung verspürt habe. Dies erklärt sich
nun daraus, daß alle Zustandsveränderungen (Reiz⸗
schwankungen) um so stärkere Empfindungen aus⸗
lösen, je schneller sie vor sich gehen. Die Ermü⸗
dung entstand während des stundenlangen Gehens
so langsam und allmählich, daß sie überhaupt nicht
über die Schwelle des Bewußtseins trat; die Lösung
dieser Ermüdung stellte sich beim Niedersitzen so
plötzlich ein, daß sie, als Lustgefühl, sehr deutlich
das Bewußtsein erregte.

Es ist nämlich ein den Psychophysikern wohlbe⸗

kannter Satz, daß die Wirkung einer Reizschwankung nicht bloß von ihrer Größe, sondern ebenso sehr von ihrer Plötzlichkeit abhängt. Wenn ich die Pole einer galvanischen Batterie anfasse und den Strom ganz langsam steigere (mich „einschleiche"), so fühle ich von sehr starken Strömen gar nichts. Dieselbe Stromstärke aber kann mich töten, wenn ich den Strom plötzlich schließe oder auch nur plötzlich unterbreche. — Und gerade so ist es auch mit der Lust- und Unlustempfindung. Wenn man jemanden erfreuen will, so sucht man ihn zu „überraschen", d. h. man sucht es so einzurichten, daß die Freude ganz plötzlich und schnell in ihm entsteht, weil dadurch die Freude größer wird; wenn man jemanden aber, z. B. durch eine schlimme Nachricht, betrüben muß, so sucht man ihn „vorzubereiten"; d. h. man sucht es so einzurichten, daß das Leid langsam und allmählich in ihm entsteht, weil es dann schwächer empfunden wird.

Und in der gleichen Weise ist die Stärke aller Gefühle abhängig von der Geschwindigkeit ihrer Entstehung. Der Hunger entsteht z. B. so langsam, daß man schon einen beträchtlichen Appetit haben kann, ohne ihn irgendwie als Unlust zu empfinden. Die Sättigung des Appetits geht aber ungemein viel schneller vor sich, und so entsteht dabei ein Lustgefühl, dem durchaus kein Unlustgefühl vorangegangen zu sein braucht. Die geschlechtliche Begierde entsteht noch viel langsamer als der Hunger, und ihre Befriedigung erfolgt in noch viel kürzerer Zeit als die des Hungers. Daher ist sie auch mit einem noch viel intensiveren Lustgefühl verbunden als z. B. die Stillung des Hungers usw. —

Nun kann allerdings der Hunger, die Ermüdung usw. bis zur Unlust und zum Schmerz anwachsen. Dann aber ist das Lustgefühl bei der Befriedigung durchaus nicht gesteigert; das gierige Schlingen des Ausgehungerten ist eher mit Schmerzen verbunden. Das optimale Lustgefühl stellt sich vielmehr erfahrungsgemäß dann ein, wenn zwar ein „Bedürfnis“ vorhanden, dieses aber nicht bis zum Unlustgefühl oder zum Schmerz angewachsen ist. — Die Behauptung Schopenhauers, daß ohne Unlust keine Lust entstehen kann, ist also jedenfalls vollkommen unrichtig.

Was schließlich noch die Behauptung betrifft, der *Mensch sei zum Leiden geboren*, so möchte man darauf mit *Montesquieu* antworten: „Es klingt wie Spott, einen Schmerz durch die Erwägung besänftigen zu wollen, daß man zum Schmerz geboren sei.“ In der Tat ist die Behauptung, daß der Mensch zum Leiden bestimmt sei, einfach aus der Luft gegriffen. Wer soll denn diese Bestimmung getroffen haben? Steht sie irgendwo in den Sternen geschrieben? Oder meint man den Fluch, der bei der „Vertreibung aus dem Paradies“ gefallen sein soll? Sollen wir uns von Märchen und Sagen unsere Bestimmung vorschreiben lassen? Nein, die Bestimmung des Menschen kann nur aus der Natur des zwecksetzenden Menschen selbst erkannt werden. Diese Erkenntnis sagt uns klar und deutlich:

Der Mensch ist zur Tat geboren, und der Zweck aller Tätigkeit ist die Freude und die Beseitigung alles Leidens. Auch das Denken ist nur ein Mittel und zwar das mächtigste, um die

Tat wirksam zu machen. — Dies ist die „Bestimmung“ des Menschen; und wo sich dieser seiner Bestimmung Hindernisse entgegenstellen, da müssen sie immer mehr niedergerungen und gebrochen werden*).

Fassen wir unsere Betrachtungen zusammen, so fanden wir: Die weitverbreitete und landläufige Ansicht von dem Nutzen des Leidens beruht auf Verwechslung und Irrtum. Sicher ist, daß der Schaden den Nutzen in ganz außerordentlichem Maße überwiegt. Und wenn trotzdem auf unserer jetzigen Kulturstufe noch in manchen Fällen das Leiden nützlich ist, so darf uns dies nicht abhalten, es mit aller Kraft zu bekämpfen. Denn auch nach dem erfolgreichsten Kampf werden noch immer so viel Leiden übrig bleiben, daß sie überreichlich genügen, um den etwaigen Nutzen des Leidens bestehen zu lassen. —

Doch um einen weitverbreiteten schädlichen Irrtum auszurotten, genügt es nicht, ihn zu widerlegen. Es muß auch gezeigt werden, wie der Irrtum entstanden ist. Dazu müssen wir etwas weiter ausholen. Wir müssen darlegen, auf welche verschiedenen Arten der Mensch sich bis jetzt mit dem Übel abgefunden hat. Durch diese geschichtliche Vertiefung unserer Betrachtung werden wir nicht

*) Es ist ein Wahn zu glauben, daß
Unglück den Menschen besser macht.
Es hat dies ganz den Sinn, als ob
Der Rost ein scharfes Messer macht,
Der Schmutz die Reinlichkeit befördert.
Der Schlamm ein klares Gewässer macht.
Fr. v. Bodenstedt

nur einsehen, welche soziologische Bedeutung jener irrtümlichen Auffassung zukommt, sondern die phaseologische Bearbeitung des „Erlösungsgedankens“ wird uns auch klar machen, welche Auffassungen durch die Entwicklung überwunden und überholt sind und welches die bis jetzt erreichte höchste Art der Auffassung ist.

Zwölftes Kapitel

Phasen des Erlösungsgedankens

„Frei geht das Unglück durch
die ganze Erde.“ Schiller

Diese Idee, daß das Übel nützlich, das Leiden wertvoll sei, ist nur eine von den vielen Formen, die der Erlösungsgedanke im Lauf der Kulturentwicklung angenommen hat. Wenn wir nun in diesem Kapitel versuchen wollen, die wichtigsten Formen oder Phasen des Erlösungsgedankens übersichtlich und kurz darzustellen, so wird es zweckmäßig sein, zunächst einen Überblick über den bisherigen Phasenverlauf zu geben. Die ganze Phasenfolge läßt sich durch etwa folgende Schlagworte kennzeichnen:

Erste Phase: Gedankenloses Erdulden.
Zweite Phase: Illusion.
Dritte Phase: Resignation, Quietismus.
Vierte Phase: Tat, Aktivismus.

Diese Phasen wollen wir jetzt kurz erörtern.

(Erste Phase: Gedankenloses Erdulden) Wir wissen, daß der Mensch von tierischen Vorfahren abstammt, daß er sich aus niederen Anfängen zu seiner jetzigen Höhe ganz langsam und allmählich erhoben hat in einer Entwicklung, die sich über Hunderttausende von Jahren erstreckt hat. In jener langen Übergangszeit, die ihn aus einem Tier in einen Menschen umwandelte, in der sog. „Urzeit“, war sein Leben jedenfalls noch sehr tierähnlich*).

*) Vgl. „Phasen der Kultur“, 2. Aufl., Urzeit, S. 16, 40.

Dies wird klar erwiesen durch die Betrachtung der geistigen Verfassung der Naturvölker.

Für den primitiven Geist existiert, wie für das Tier, nur der Augenblick; der Naturmensch ist, wie man gesagt hat, Momentmensch. So verkaufen z. B. Indianer ihre Hängematten des Morgens um eine Kleinigkeit, während sie des Abends um keinen Preis dazu bestimmt werden können. Deshalb empfindet der primitive Mensch nur das augenblickliche Leiden; sobald der Schmerz nachläßt, ist sofort alles wieder gut. Die zukünftigen Leiden, die zu erwarten sind, die durch ihre Drohung oft mehr ängstigen als das wirkliche Leid, sie werden nicht in Betracht gezogen. Der Blick in die Zukunft ist dem primitiven Geist versagt.

Im allgemeinen begnügt sich der Mensch daher auf dieser Stufe damit, sich instinktiv gegen den augenblicklichen Schmerz zu wehren, so gut er kann, und sich dabei erleichternden aber sonst nutzlosen Klagen zu ergeben. „Das Leiden" als ein Problem, als eine Fragestellung kommt ihm nicht zum Bewußtsein, er fragt weder nach den mittelbaren Ursachen, noch fällt es ihm ein, durch weitschauende Vorkehrungen das Leiden prophylaktisch für die Zukunft abzuwehren — es unmöglich zu machen.

In diesem gedankenlosen Erdulden muß wohl der Mensch ungezählte Jahrtausende lang, durch die ganze „Urzeit" hindurch befangen gewesen sein.

(Zweite Phase: Illusion) Als dann sein Vorstellungsleben sich bereicherte, sein Bewußtsein sich erweiterte, sein Intellekt erstarkte, da begann er nach den Ursachen der bösen Mächte zu forschen,

die ihm das Leben erschwerten und verbitterten. Und die Antwort, die er auf dieser Stufe — der anthropomorphen oder theologischen*) — fand, war die, daß ihm die Übel von bösen Geistern, Dämonen usw. zugefügt werden.

Wenn ein Naturmensch von einer Krankheit befallen wird, die er sich nicht erklären kann, wenn seine Ernten durch Dürre vernichtet werden, wenn der Tod einen Hordengenossen wegrafft, so glaubt er, daß dies Unheil ihm von einem bösen Geist, von einem Dämon, der ihm feindlich ist, zugefügt worden ist. Und dementsprechend sind auch die Abwehrmaßregeln auf dieser geistigen Entwicklungsstufe, die ja heute noch bei den weniger Gebildeten ungemein weit verbreitet sind, beschaffen; es ist die Beschwörung, durch die man den Geist zu vertreiben hofft, das Opfer, durch das man ihn versöhnen will, und die demütige Bitte, das Gebet, durch das man ihn zu erweichen strebt.

Diese Mittel, (also z. B. das „Exorzieren" des Teufels, die Wetterprozessionen, die Votivgaben usw.) blieben durch die ganze theologische Periode hindurch überall im wesentlichen dieselben; auch dann, als an Stelle der Dämonen (oder neben ihnen) die Götter entstanden und diese schließlich in einen einzigen, allmächtigen, allweisen und allgütigen Gott übergeführt worden waren. —

Ja, in der theologischen Epoche war die Lehre vom Übel geradezu ein Spezialfach der Theologie geworden, so daß das Wort „Erlösung" bis auf den heutigen Tag noch einen theologischen Beigeschmack behalten hat.

---

*) Vgl. „Sinn des Lebens", 4. Kap.

Da nun immer mehr offenbar wurde, daß das Leiden in den meisten Fällen weder durch Beschwö=rung, noch durch Opfer oder Gebet irgendwie beeinflußt oder gebessert werden konnte, so sah man sich genötigt, der einen Illusion noch eine zweite hinzuzufügen. Dies geschah durch den Hinweis auf eine zweite, jenseitige Welt, die zwar rein fiktiv war, in der aber alle Leiden und Un=gerechtigkeiten dieser wirklichen Welt gutgemacht und einem Leben voll Seligkeit weichen würden*).

So hatte man einen wundertätigen Trost gefun=den, der das Übel nicht nur erträglicher machte, sondern es geradezu als ein Gut, d. h. als eine willkommene Schickung und Prüfung empfinden ließ, die, je härter sie war, eine um so größere Freude im Jenseits in Aussicht stellte. Und ein solcher Trost war in jenen Zeiten um so notwen=diger und beglückender, als die menschliche Ge=sellschaft — infolge ihrer Unwissenheit — der Fülle der Übel noch fast machtlos gegenüber stand. —

Auf die Spitze getrieben, führte diese Lehre so=gar zum sogen. Asketismus. Um der jenseitigen Seligkeiten in einem möglichst hohen Grad teil=haftig zu werden, fand man es vorteilhaft, sich ab=sichtlich durch Kasteien, Peitschen, Fasten usw. alle denkbaren Leiden und die größten Martern zuzufügen und alle irdischen Freuden von sich zu weisen. Und wenn auch mit solchem Tun der

*) „Wie bald ist's überwunden,
Das Leiden dieser Zeit,
Auf wenig bange Stunden
Folgt Glück der Ewigkeit."
Joh. Adolf Schlegel

Gipfel der Verirrung erstiegen wurde und der menschliche Geist törichter geworden war, als dies bei einer auch noch so wenig intelligenten andern Tierspezies sich jemals ereignet hat, so war aber doch der Asketismus für den Gläubigen ein Trost; denn er war ja überzeugt, durch vergängliche Schmerzen ewige Freuden erkaufen und also sein Glückstreben in äußerst vorteilhafter Weise fördern zu können.

Aber nicht bloß zu trösten vermochte die theologische Religion, sondern sie fand auch — und es wäre höchst ungerecht, dies zu verkennen — tatkräftige Hilfe. Sie unternahm es, den tatsächlichen Urfeind der menschlichen Gattung — den rücksichtslosen Egoismus zu bekämpfen, indem sie die Moral zu heben suchte, und zwar durch Gebote, die die Solidarität und Brüderlichkeit unter den Menschen — dieses allmächtige Mittel gegen alle Übel — verbessern sollten. Konfuzius lehrte die Gerechtigkeit, Mohammed stellte die Forderung an die Gläubigen, den zehnten Teil ihres Einkommens den Armen zu geben; Christus gebot die Nächsten-, ja sogar die Feindesliebe, und Buddha ging noch weiter, indem er das Gebot der Liebe auf alle empfindenden Wesen, auch auf die Tiere ausdehnte.

So waren die großen moralischen Erlösungsreligionen der Menschheit entstanden. Und es ist in der Tat zweifellos, daß, wenn es möglich wäre, diese Moralgebote in Wirklichkeit umzusetzen, dadurch die menschlichen Leiden auf ein Mindestmaß beschränkt werden könnten.

Mit vollem Recht sagte daher der Kardinal

Manning, daß, wenn wir alle wahre Christen wären, die soziale Frage gelöst wäre.

Leider zeigte es sich aber, daß solche Moralge⸗bote an den allermeisten Menschen fast vollkommen wirkungslos abprallen. In erster Linie werden ja die Handlungen der Menschen nicht von religiösen, sondern von materiellen, d. h. wirtschaftlichen Er⸗wägungen geleitet, und es liegt im Wesen der menschlichen Natur, daß sie von diesseitigen Fra⸗gen, deren Wirklichkeit unzweifelhaft ist, stärker bewegt wird als von Fragen des Jenseits, das in der Ferne liegt und unsicher ist. —

Daher konnte zwar die christliche Kirche, aber nirgends die christliche Moral, Fuß fassen, trotzdem sie zwei Jahrtausende von allen Kanzeln gepredigt wurde, und bis zum heutigen Tag können wir noch die „wahren Christen“, von denen Manning sprach, die z. B. sogar ihre Feinde lieben, mit der Diogenes⸗laterne suchen.

Ein praktisches Christentum kann erst dann ins Leben treten, wenn die altruistischen Gefühle durch die wirtschaftliche und soziale Verfassung unter⸗stützt werden. Solange aber die tatsächliche Ver⸗fassung dem rücksichtslosen Egoismus ihre höchsten Belohnungen verleiht, fehlt dem wahren Christen⸗tum die eigentliche Lebensbedingung, der Boden der Wirklichkeit. —

Die christliche Moral konnte daher nur Idee bleiben, in die Wirklichkeit konnte sie nicht ein⸗greifen. Diese Tatsache hat auch z. B. Tolstoi be⸗obachtet und in folgenden charakteristischen Worten ausgedrückt:

„Die Leute (sagt er) leben so, wie alle leben.

Aber alle leben nach Grundsätzen, welche nicht nur mit der Glaubenslehre nichts gemein haben, sondern zum größten Teil ihr widersprechen. Die Glaubenslehre ist nicht in das alltägliche Leben eingedrungen, und im Verkehr mit andern Menschen stößt man niemals auf sie, ebenso wenig, wie man im eigenen Leben jemals Gelegenheit hat, dieselbe zu Rate zu ziehen. Diese Glaubenslehre bekennt man dort irgendwo abseits vom Leben und unabhängig von demselben. Wenn man mit derselben zusammentrifft, so zeigt sie sich als eine äußerliche Erscheinung ohne Zusammenhang mit dem Leben.

An dem Leben eines Menschen und an seinen Handlungen konnte man damals, so wenig wie jetzt, erkennen, ob er gläubig war oder nicht. Wenn es einen Unterschied gibt zwischen denjenigen, welche offen sich zur orthodoxen Kirche bekennen, und denjenigen, welche sie leugnen, so ist es nicht zu Gunsten der Ersteren. Wie jetzt, so fand man auch damals ein offenes Bekenntnis der Rechtgläubigkeit größtenteils unter stumpfen, grausamen, sittenlosen Leuten, welche eine hohe Meinung von sich hatten. Geist, Ehrlichkeit, Offenheit, Gutherzigkeit und Sittsamkeit fand man dagegen größtenteils bei Leuten, welche selbst ihren Unglauben eingestanden."

Tolstoi, Meine Beichte

So mußte also die christliche und buddhistische Moral ebenso unwirksam bleiben, wie es die Opfer, die Beschwörungen und die Gebete waren. —

(Dritte Phase: Resignation, Quietismus) Als man nun nach und nach erkannte, wie unwirksam die theologischen Mittel gegen die Übel und Leiden waren, da ging aus dieser Erkenntnis eine neue Philosophie hervor: die Philosophie der Entsagung, oder besser die Philosophie des Quietismus, und dieser Quietismus trat in drei verschiedenen Spielarten auf:

Erstens als pessimistischer Quietismus,
zweitens als fatalistischer und
drittens als optimistischer Quietismus.

Der Pessimismus ist die Verzweiflung an der Welt und am Leben; er findet die Welt erfüllt von Leiden, schlecht und sinnlos, das Leben ist ihm kein Gut, sondern ein Übel. Er verwirft daher den Willen zum Leben, er ersehnt den Tod und sucht im Nichtsein die Stillung aller Sehnsucht und die eigentliche Erlösung. –

Diese verzweiflungsvolle Entsagungslehre wurde besonders in Indien, wo das Klima heiß und zugleich feucht ist und den Willen erschlafft, zu einem großartigen System ausgebildet. Es fand auch in Europa einige Nacheiferer, so bekanntlich vor allem in Schopenhauer und Hartmann, konnte aber in der gemäßigten Zone, deren Klima den Willen zum Leben eher steigert als erschlafft, keine große Anhängerschaft gewinnen.

Eine andere Färbung nahm der Quietismus im Islam an. Hier trat er als fatalistischer Quietismus auf. Der Fatalismus geht von der Idee aus, daß alles durch Allah oder durch das Schicksal oder durch das Kausalgesetz vorausbestimmt ist, und folgert dann, daß die Vorausbestimmung

durch keine menschliche Arbeit oder Tätigkeit geändert werden könne. So singt z. B. Omar Chajjâm:

„Bestimmt ist alles seit der Schöpfung Tagen;
Nichts Gutes, Böses ist da nachzutragen.
Gott schrieb dein Schicksal wie er's schreiben wollte,
All Müh'n umsonst! Es muß doch fehl dir schlagen."

Alles geht nach dieser Auffassung von selbst; menschliche Anstrengungen sind ganz zwecklos, sie können den Lauf der Welt nicht ändern, daher ist es am besten, sich dem Müßiggang zu ergeben und sich mit Wein, Weib und Gesang über den Unsinn des Lebens hinwegzutrösten. — Obgleich diese Lehre der alltäglichen Erfahrung sehr widerspricht — denn wir sehen ja fortwährend, daß menschliche Anstrengungen tatsächlich die Umwelt ganz bedeutend verändern —, so schmeichelt sie aber, wie keine andere Philosophie, der menschlichen Faulheit und Sinnlichkeit und hat daher überall ihre Vertreter, wenn es auch gar nirgends wirklich konsequente Fatalisten gibt.

Denn der völlig konsequente Fatalist dürfte sich weder waschen noch baden, noch kleiden, noch essen oder trinken, ja er dürfte nicht einmal eine Stechfliege verjagen, die sich auf sein Gesicht niedersetzt; da es ja nach seiner Idee auch vorausbestimmt ist, ob er sauber oder schmutzig sein wird, ob er nackt oder bekleidet ist, ob er satt oder hungrig ist, ob ihn ein Insektenstich brennen wird oder nicht. Daraus erkennt man nun auch, daß die Trägheit des Fatalisten nicht die Folge

seiner Theorie ist, sondern vielmehr die Theorie nur eine Ausrede für seine Faulheit.

Im Abendland konnte sich weder der fatalistische noch der pessimistische Quietismus in nennenswerter Weise verbreiten; hier nahm vielmehr die philosophische Entsagung mit Vorliebe die Form des optimistischen Quietismus an. Nach dieser Auffassung bleiben die Leiden zwar immer dieselben, so wie auch die Welt immer so war, wie sie jetzt ist — „Nichts Neues unter der Sonne" —, es ist daher auch nichts dagegen zu machen; aber die Welt ist, so wie sie ist, doch auch nicht so schlimm. Ein jeder wird daher gut daran tun, sich mit dem Leben rein individuell abzufinden und als Individuum daraus zu machen, was eben möglich ist.

Der optimistische Quietismus, der übrigens — ebenso wie der Fatalismus und Pessimismus — in seiner Wirkung ziemlich gleich ist dem stumpfsinnigen Ertragen der ersten Stufe, wenn er auch gedanklich natürlich viel höher steht, trat schon im Altertum in drei Spielarten auf. Die eine war der absolute Quietismus der Zyniker, die in der Bedürfnislosigkeit ihre Ruhe suchten, die zweite war der genießerische Quietismus der Epikuräer, die dem Leben möglichst die gute Seite abzugewinnen trachteten, und die dritte war der würdevolle Quietismus der Stoiker, die sich mit der Idee beruhigten, daß alles genau so sein muß, wie es ist, und daß der Weise, der dies begreift, sich durch nichts in seiner Gemütsruhe stören zu lassen braucht.

Auch bei den romanisch-germanischen Völkern folgte in der Neuen Zeit dem Verfall der theolo-

8*

gischen Religion in weiter Verbreitung der opti=mistische Quietismus, und er galt hier besonders zur Zeit des ausgeprägten Individualismus und des Manchestertums als die höchste Weisheit.

„Wenn die Rose selbst sich schmückt,
schmückt sie auch den Garten."

So hat Goethe diese Richtung gekennzeichnet. D. h. wenn jeder für sich selber sorgt, so ist für alle am besten gesorgt. „Hilf dir selbst", heißt die Parole, und jeder Versuch einer „Weltverbesserung" (durch das überindividuale oder soziale Mittel) gilt nach dieser Ansicht als eine lächerliche Schwärmerei.

Dieser Quietismus ist auch heute noch die am meisten verbreitete Auffassung des Leidens, und zwar unter den Gebildeten, gerade wie es die theo=logische Auffassung unter den weniger Gebildeten ist. Und er zeigt hier, je nach der Individualität, alle möglichen Färbungen, so daß man einen weh=leidigen, einen höhnischen, einen rein genießerischen, einen brutal egoistischen, einen alkoholischen Quie=tismus und viele andere unterscheiden kann. So machte z. B. Böcklin (nach Flörke) einmal folgende Bemerkung:

„Woheraus soll man heutzutage zum künst=lerischen Schaffen angeregt werden? Im Alter=tum hat das Leben das übernommen; aber das Leben, wie es sich heutzutage abspielt, drängt eher alle Produktion zurück. Wir ‚leben' so wenig! Wie wohnen wir zum Beispiel? Kaum zur ‚Existenz' ausreichend. Zusammengepfercht, in fremdem Haus, mit verbauter Natur, ohne Licht und Luft. Wie kleiden uns unsere Vor=urteile und Kunstfremdheit, unsere Prüderie!

Auch da ist nichts für Auge und Sinn. Menschliche Formen, von Weibern gar, sehen wir höchstens mal bei Unglücksfällen. (Wenn sie selber auch bei dieser pflichtschuldigen Geheimniskrämerei trocken und sehnsüchtig verblühen.) Die Familie — haben wir nicht, sie hat uns. Die Frau — na, im Grunde hat doch keine von ihnen ein ernsthaftes, echtes Interesse. Die Kinder? Anfangs vielleicht viel Freude, aber später Kampf und Sorgen. Patriotismus? Ich wäre der Tambourmajor, wenn alle Unpatriotischen im heutigen Sinn mal ausgetrieben würden. Woheraus soll man nun künstlerisch schaffen? Wodurch einmal heller sehen, freudiger, leichter sich aussprechen? Da bleibt nur der Wein. Der allein ist ein wirklicher Genuß, er erhebt uns erst zum Menschen. Nur der Wein hilft uns gegen das Leben, trotz dem Schaffen, nur er schenkt einem noch manchmal Stunden, wo man den ganzen Kram vergißt und wunder glaubt, wer und wo man wäre."

Der optimistische Quietismus ging aber noch weiter; er fand, daß eigentlich alles gut und schön ist, er nannte die Welt „die denkbar beste aller Welten" und einen Kosmos, in dem alles aufs beste geordnet ist. Ja, er fand, daß das Leiden lebenfördernd und gut sei.

Hier sind wir nun wieder an jener Stelle der Entwicklung angelangt, wo das Leiden verherrlicht wurde, wie wir in einem früheren Kapitel (Kap. XI) auseinandergesetzt haben. In der Tat gehören alle jene das Leiden lobpreisenden Aussprüche, die wir früher angeführt haben, dem Gedankenkreis des

optimistischen Quietismus an. Und nun sind wir imstande, die Bedeutung jener Aussprüche entwicklungsgeschichtlich zu begreifen. Da man weder die Kraft noch das Wissen hatte, um den Kampf mit den Leiden aufzunehmen, so machte man aus der Not eine Tugend und sang den Lobpreis des Leidens, dem man nun alle möglichen guten Einflüsse auf den Charakter und das Gemüt zusprach; und ebenso diffamierte man bereitwillig die Freude, die beste Freundin der Menschen, und fand das Genießen — den Lohn aller Arbeit und aller Anstrengung — gemein.

Und auch dieser Irrtum, der zeigt, durch welch tolle Schule der menschliche Geist hindurchgegangen war, wurde ganz gesetzmäßig begangen. Denn es ist ein psychologisches Gesetz, daß der Mensch das Begehrenswerte, das er nicht erreichen kann, diffamiert, d. h. herunterzieht, und daß er sich mit dem Verabscheuungswerten, das er nicht abwehren kann, befreundet und es schön findet oder wenigstens sich glauben macht, es schön zu finden.

Durch solche Autosuggestion und schwachmütige Schönfärberei war der hochgestiegene Mensch törichter geworden als das Tier; die allereinfachsten Erkenntnisse, über die schon das primitivste Lebewesen verfügt, waren ihm verloren gegangen. Die Verherrlichung des Leidens ist wohl der stärkste Beweis dafür, bis zu welchem Grad die menschliche Anpassungsfähigkeit und Irrtumsfähigkeit getrieben werden kann.

(Vierte Phase: Die Tat, Aktivismus) Immerhin aber war der Quietismus eine offenbare Anpas-

sungserscheinung und als solche genommen nicht unberechtigt. Solange man gegen das Übel keine wirksamen Mittel kannte, war es da nicht das gescheiteste, sich damit, so gut es ging, abzufinden, dem Leben „humorvoll lächelnd" soviel Gutes abzugewinnen, als man konnte, oder aber seinem Groll durch gewaltiges Klagen und Schimpfen Luft zu machen, so wie es die Pessimisten taten?

Unterdessen aber erkannte die fortschreitende Wissenschaft, daß die Grundanschauung der Quietisten, wonach alles stets beim alten bleibt, falsch ist. Die Forschung ergab das gerade Gegenteil: alles ist in Fluß. Und die Kultur ist ein Entwicklungsprozeß. Damit fällt der Quietismus.

Und es beginnt nun eine vierte Phase in der Geschichte des Erlösungsgedankens, die Phase der Tat, des Aktivismus, der wir uns nun im folgenden Kapitel zuwenden wollen.

Dreizehntes Kapitel

Kulturbeherrschung
(Aktivismus)

„Après nous le déluge"
Nach uns — die Frucht!

Wir nähern uns jetzt einem Höhepunkte in der Geschichte der Menschheit. Machen wir daher zuvor einen Augenblick halt, um auf den Weg zurückzublicken, der uns bis zu dieser Höhe gebracht hat. Wir haben auf diesem Wege einzelne Etappen oder Phasen unterschieden, und die Phasen waren in ihrer Verschiedenheit ganz besonders gekennzeichnet durch die Mittel, durch die sich der Mensch mit den Leiden abzufinden suchte. Diese Mittel waren (vorwiegend, nicht ausschließlich natürlich!):

In der ersten Entwicklungsphase die Klage, das planlose Jammern und Stöhnen;

in der zweiten Phase, der Phase der Illusion: die Beschwörung, das Opfer und das Gebet; und außerdem die an das Individuum gerichtete moralische Ermahnung, das Moralgebot;

in der dritten Phase, der Phase der Resignation: die tatenlose Entsagung, der Quietismus, der sich bei den Pessimisten in Lebensverneinung und Verzweiflung Luft machte, während er bei den Optimisten geradezu zur Verherrlichung des Leidens führte.

In unserer Zeit beginnt nun eine vierte Phase langsam aufzudämmern. Der Mensch, der anfangs ein Bettler der Natur war, ist allmählich Herrscher

auf Erden geworden. Und nun erhebt er sich, um die Hydra des Unheils, die er zuerst angewinselt, dann mit Beten und Opfern zu beschwören gesucht, schließlich knechtisch verehrt und mit Lobpreisungen verherrlicht hatte, um dieser Hydra, mit einem Kampfruf auf den Lippen, den Krieg zu machen. —

Wie sehr sich das Bild bereits geändert hat, läßt unsere mächtig aufstrebende Zeit aus tausend Merkmalen erkennen. Statt der schwächlichen Resignation, die sich noch zu Goethes Zeiten so weise dünken durfte, hören wir nun überall die mutigen Stimmen kraftvoller Vorwärtsstürmer erklingen. So sagt z. B. Raabe:

„O ihr Dichter und Schriftsteller Deutschlands, sagt und schreibt nichts, euer Volk zu entmutigen, wie es leider von euch, die ihr die stolzesten Namen in Poesie und Wissenschaften führt, so oft geschieht. Scheltet, spottet, geißelt, aber hütet euch, jene schwächliche Resignation, von welcher der nächste Schritt zur Gleichgültigkeit führt, zu fördern oder gar sie hervorrufen zu wollen."

(Chronik der Sperlingsgasse)

Und Schulze-Delitzsch schreibt:

„Mag ein idealer Zustand gedacht werden können, wo die Menschheit am Ziel ihrer Entwicklung ‚vom Übel erlöst sein wird': uns gilt der Kampf mit dem Übel als menschliche Lebensaufgabe, als Inhalt aller Geschichte: Nur das läßt sich daher behaupten: daß dem Übel die stetige Tendenz innewohnt, sich durch seine Folgen selbst zu beschränken, und daß

die steigende Zivilisation allein seine allmähliche Aufhebung in Aussicht stellt."

(Virchow-Holtzendorffs Vorträge)

Friedrich Engels schrieb das große Wort nieder: „Die Menschen werden Herren ihrer eigenen Vergesellschaftung. Die objektiven fremden Mächte, die bisher die Geschichte beherrschten, treten unter die Kontrolle der Menschen selbst. Erst von da an werden die Menschen ihre Geschichte mit vollem Bewußtsein selbst machen*)."

Unterdessen sind diese Stimmen immer zahlreicher geworden, sie haben sich heute allmählich zu einem Choral vereint, der machtvoll unser Zeitalter durchhallt.

Die Ursachen, die diese großartige Wendung herbeigeführt haben, dürften etwa die folgenden gewesen sein:

Erstens: Das Aufkommen der Naturwissenschaften, besonders zunächst der Astronomie, der Physik und der Chemie, zu denen später die Biologie noch hinzutrat. Ich brauche hier nur an die Namen Kopernikus, Kepler, Galiläi, Newton, Galvani, Wöhler, Berzelius, Liebig, Lamarck, Darwin zu erinnern, um den Umschwung zu bezeichnen, der sich, seitdem die Naturwissenschaften in die Kultur eintraten, des menschlichen Geistes bemächtigt hat. An die Stelle der naiv anthropomorphierenden Theologie und der metaphysischen Begriffsspekulation war jetzt ein ganz anderer Geist auf den Plan getreten: Der Geist der induktiven Wissen-

*) Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft, S. 34 ff.

schaft, die aus dem tätigen Umgang mit der Natur und aus der Erforschung der Dinge zu den Gesetzmäßigkeiten aufsteigt, die die Zusammenhänge der Erscheinungen beherrschen. Dadurch wurde aber nicht nur das Geistesleben unendlich bereichert und in eine ganz andere Denkrichtung hinübergeleitet, sondern der menschliche Geist erlangte auch Macht über die Außenwelt.

(Naturbeherrschung) Denn Wissen ist Macht, wie der Wahlspruch Bacons, des Vaters der wissenschaftlichen oder positivistischen Philosophie, lautet. Und wie das Gesetz (bildlich gesprochen) die Erscheinungen beherrscht, so der Mensch (nicht bildlich gesprochen) die Erscheinungswelt, wenn er diese Gesetzmäßigkeit erkannt hat. Durch das Wissen stieg der Mensch zur Naturbeherrschung auf: Die Naturkräfte, die ihm in früheren Jahrhunderten feindlich gewesen und ihm eine mystische Scheu eingeflößt hatten, wurden jetzt seine Freunde, ja seine gehorsamen Diener.

Und wenn auch die Naturbeherrschung bis auf den heutigen Tag natürlich keine absolute, sondern nur eine sehr relative ist, so mußte aber doch der menschliche Geist, der solche Wunder hervorgezaubert hatte, von einer ganz andern Gesinnung der außermenschlichen Welt gegenüber beseelt werden: Früher ein scheuer Knecht, der den unerforschlichen Lauf des Schicksals demütig anstaunte und im Bewußtsein seiner absoluten Abhängigkeit von dunklen Mächten sich von diesen Mächten mit Tausenden von Leiden und Übeln schweigend und in sich gekrümmt überschütten ließ, reckte er sich jetzt hoch auf und begann mit scharfem Blick

und gestrafften Gliedern die Sinnlosigkeiten der Welt, die Anoia, ins Auge zu fassen. Er hatte ja gelernt, das Schicksal, vor allem sein Schicksal, durch die Kraft des Geistes zu verbessern und zu meistern; sollte diese neue Methode des Denkens und Handelns, die schon in ihren Anfängen so treffliche Erfolge ergeben hatte, nicht auch weiter helfen können?

(Verfall der theologischen Religion) Dazu kommt, daß unterdessen die narkotischen Tröstungen der theologischen Religion mehr und mehr unwirksam geworden sind. Jene schmerzlindernden und schlafbringenden Mittel, die auf dem Glauben beruhten, haben mit dem Glauben ihre Kraft eingebüßt. Diese theologischen Beruhigungs- und Trostmittel lagen auf dem Fortschritt der Kultur wie eine bleierne Last. Nicht nur hatten sie den Menschen dazu gestimmt, sein Schicksal dem Walten der Vorsehung zu überlassen, sondern sie hinderten ihn sogar daran, das Hauptproblem des menschlichen Lebens, das Problem des Leidens auch nur genauer durchzudenken. Sie verschuldeten es, daß „alles beim alten blieb", daß aus diesem „irdischen Jammertal" sich nichts gewinnen ließ als die Sehnsucht nach einer andern, rein fiktiven Welt.

Die Fortschritte der Naturwissenschaften und der Technik dagegen haben dem Menschen die Augen geöffnet und gezeigt, was er vermag, wenn er die Kraft des Denkens und des positiven Wissens zu Hilfe nimmt. Und so sehen wir heute, daß sogar die gläubigsten Menschen, sobald sie in der Lage sind, praktisch zu handeln, dies nicht nach dem alten, sondern nach dem neuen Glauben tun. Und

der von der Naturwissenschaft erfundene Blitzableiter, der über dem Kreuz der Kirche steht, ist, wie Lecky geistreich bemerkt hat, nur ein Symbol dafür, daß der neue Geist über den alten hinausgewachsen ist, daß der Geist der Wissenschaft gesiegt hat.

(Kapitalistische Organisation) Eine weitere Ursache des Umschwungs zum Aktivismus besteht darin, daß die Arbeitsvergesellschaftung, d. h. das planvolle Zusammenwirken Tausender und Millionen von Menschen in großartigen Kooperationen und durch Arbeitsteilung die Macht des Menschen vertausendfacht.

In der kapitalistischen Welt geschieht die Arbeit nicht mehr vereinzelt, sondern sie ist derart vergesellschaftet, daß jeder für alle andern arbeitet und für jeden alle andern. Und dieses sinnvolle Spiel einander in die Hände arbeitender Kräfte umspannt heute, wo wir im Zeichen des Welthandels und des Weltverkehrs stehen, wie ein Wesen von übermenschlicher Gewalt den ganzen Planeten.

Durch die Beherrschung der Außenwelt ist nun der Mensch, wie wir schon bemerkten, in hohem Maß von den Launen der Natur unabhängig geworden — in demselben Maß ist er aber von der Gesellschaft, in der er lebt, d. h. von seinen Mitmenschen abhängiger geworden. Damit ist nun der Schwerpunkt der menschlichen Existenz aus dem vernunftlosen Bereich der Natur in das Reich vernünftiger, zweck- und planfähiger Kräfte hinübergeglitten, oder wenigstens in das Bereich von Kräften, mit denen man „reden" kann, die vernunftfähig sind oder allmählich zur Vernunft ge-

bracht werden können. Von jetzt ab ist das irdische Gefängnis nicht mehr von außen, sondern bloß noch „von innen verschlossen". Es muß also jetzt die Hoffnung gerechtfertigt erscheinen, daß die menschlichen Angelegenheiten in vernünftiger Weise geordnet werden können. —

Denn alles Leid mit Ausnahme des unbeherrschten Teils der Natureinwirkungen wird jetzt dem Menschen vom Menschen zugefügt, und da dies auf Gegenseitigkeit beruht, darf man erwarten, daß sich bei zunehmender Aufklärung die Menschen als solidarische Verbündete gegen das Leid empfinden lernen werden.

Doch werden vielleicht manche den Einwand erheben, daß das menschliche „Material" für eine solche Solidarität sich von Natur nicht eignet; daß der Mensch zänkisch, unsozial, querköpfig, neidisch ist und daß ihn seine übergroße Eitelkeit, vermöge deren jeder etwas Besseres sein will als alle andern, allein schon verhindern würde, mit seinesgleichen vernünftig zusammenzuwirken.

Aber diese Einwendung ist wohl kaum berechtigt. Von Natur ist der Mensch ein soziales Wesen, die sozialen (oder moralischen) Triebe sind ihm, wie schon die Tatsache des Sprachzentrums erweist, angeboren*). Außerdem ist der Mensch das anpassungsfähigste aller Geschöpfe. Unter Bauern wird er ein Bauer, unter Räubern ein Räuber, unter Kulturmenschen ein Kulturmensch sein; und alles kommt darauf an, ein Milieu her-

*) Vgl. „Der Sinn des Lebens", X. Kapitel: Die Geburt der Moral. „Phasen der Liebe", S. 123 ff.

zustellen, wo die unsozialen Eigenschaften keinen Boden finden, während die Eigenschaften, die zum solidarischen Handeln führen, erzogen, gepflegt und gesteigert werden.

Nicht also die menschliche Naturanlage ist minderwertig, sondern das gegenwärtige Milieu, und besonders unsere Charaktererziehung ist antisozial und schlecht; der Mensch dagegen ist das anpassungs- und vervollkommnungsfähigste aller Geschöpfe. Diese Wahrheit hat die Kulturgeschichte unwiderleglich bewiesen*).

(Steigender Reichtum) Doch dieser Solidarität trat auf der letzten Kulturstufe, der Stufe der Zivilisation, ein starker Feind entgegen: Die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen erstickte den Geist der Brüderlichkeit, und dieser menschliche Parasitismus war vielleicht in einem gewissen Sinn gerechtfertigt durch die Kargheit der Natur. Die Kultur konnte nur fortschreiten, so wird gewöhnlich gesagt, wenn eine Klasse von Menschen existierte, die über die gemeine Not erhoben war, und so mußte eine untere Klasse durch harte Fron jenen Bevorzugten alle groben Arbeiten abnehmen. — Wie dem nun auch sein möge, jedenfalls ist die anfängliche Kargheit der Natur durch die Vervollkommnungen der landwirtschaftlichen Technik, der Viehzucht, des Ackerbaus, des Bergbaus und der Ausnützung der Naturkräfte dem Reichtum gewichen, so daß in unserer Zeit die vervollkommneten Produktionsmethoden und der Welthandel jedem

---

*) Näh. im 32. Kap. meines Buches „Der Sinn des Lebens“: Die soziologischen Rassen.

Menschen ein kultur- und menschenwürdiges Dasein bieten **können***).

Vorausgesetzt ist dabei natürlich, daß keine Übervermehrung stattfindet und daß diejenigen, die bisher ein arbeitsloses Einkommen bezogen, sich als fleißige Arbeiter in eine, alle Tätigkeiten umfassende planmäßig geordnete Organisation eingliedern. — Eine solche Wendung ließe sich z. B. offenbar durch eine Reform unseres Erbrechts in die Wege leiten. Doch können wir diesen Punkt hier nicht weiter verfolgen**).

---

*) Manche Gelehrte behaupten noch immer das Gegenteil: So hielt ein Berliner Professor vor einigen Jahren einen Vortrag „Geschichte, Berechtigung und Aussichtslosigkeit des Sozialismus", worin er sagte:

> Eine tiefere Betrachtung belehre darüber, daß die Welt im Großen und Ganzen, möge man sie auch als die schlechteste aller Welten bezeichnen, so bleiben werde, wie sie ist. Die Kargheit der Natur, die Grausamkeit der Verhältnisse hat die Golddecke, an der alle zerren, zu kurz gemacht, die Lebensweide ist zu knapp geworden. Wir müssen also die Welt nehmen, wie sie ist, innerhalb derselben ist um so mehr Raum für Glück, je mehr man das Unzulängliche als das Unvermeidliche nimmt und sich bescheiden lernt, bescheiden auch nach der Mahnung Goethes: „Der Mensch ist nicht geboren, die Probleme der Welt zu lösen, wohl aber zu suchen, wo das Problem angeht, und sich sodann in der Grenze des Begreiflichen zu halten." — Von Hertzka, Popper-Lynkeus u. a. ist rechnerisch längst das Gegenteil nachgewiesen.

**) Näheres in „Die Familie", S. 170ff. 236ff.

Vierzehntes Kapitel
(Fortsetzung des XIII. Kapitels)

Der Einfluß der Soziologie

„Das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch."
Goethe

Bis dahin haben wir nur diejenigen Fortschritte betrachtet, die durch das Aufkommen der Naturwissenschaften ermöglicht und in die Wege geleitet wurden. Nun ist aber neben und nach der Naturwissenschaft eine andere Wissenschaft auf den Plan getreten, die induktive Kulturwissenschaft, die moderne Soziologie, die aller Wahrscheinlichkeit nach einen noch viel größeren Einfluß auf den Kulturfortschritt ausüben wird.

Zunächst hat die Soziologie bereits jetzt schon unser gesamtes philosophisches Denken auf eine höhere Stufe hinaufgehoben; da ich diesem Einfluß schon anderwärts (in meinem Buch über den „Sinn des Lebens und die Wissenschaft") nachgegangen bin, will ich hier nicht darauf zurückkommen, sondern diejenigen Wirkungen der Soziologie ins Auge fassen, die sich besonders auf unsere Stellung gegenüber den Leiden und Übeln beziehen. Da müssen wir vor allem den Begriff der Kulturbeherrschung nochmals auseinandersetzen.

Die Soziologie (oder induktive Kulturwissenschaft) hat die Aufgabe, die Gesetzmäßigkeiten, die sich in der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft, oder, was dasselbe ist, in der Entwicklung der menschlichen Kultur, nachweisen lassen, zu erforschen. Wie also die Naturwissenschaft die Ge-

setze in der außermenschlichen Welt erforscht, so die Soziologie die Gesetze, die die Menschenwelt regieren. Und so wie die Einsicht in die Gesetzmäßigkeit der Natur zur Beherrschung der Natur geführt hat, so wird die Erkenntnis der soziologischen Gesetzmäßigkeiten uns befähigen, in den (für menschliches Erfassen) blinden und ziellosen Lauf der Kulturentwicklung allmählich immer mehr ziel- und zwecksetzend einzugreifen und so die Kultur, die wir bis jetzt wie ein blindes Verhängnis über uns ergehen lassen mußten, immer mehr dem bewußten Willen zu unterwerfen. —

Doch die Soziologie ist leider noch eine junge und sehr unfertige Wissenschaft, und man wird deshalb fragen, wodurch denn eigentlich so hochfliegende Erwartungen gerechtfertigt seien. Wir wollen daher jetzt einen kurzen Rückblick werfen auf den bisherigen Entwicklungsgang der Soziologie und ihrer Leistungen, natürlich nur insoweit sie sich für eine soziologische Leidenslehre verwerten lassen.

Die erste Großtat der Soziologie war die Entdeckung der Kulturentwicklung; d. h. die Entdeckung, daß die menschliche Gesellschaft nicht stillstehe, nicht fortwährend zurückgehe (wie man vielfach geglaubt hatte), daß ihre Geschichte nicht ein einfaches Auf und Ab, ein Hin und Her, ein aufs Geratewohl erfolgendes Durcheinander sei, das aber im wesentlichen sich doch immer gleich bleibe (wie z. B. noch Schopenhauer und sogar der große Geschichtsschreiber Leopold Ranke gemeint hatten), sondern daß das geschichtliche Geschehen eine nach bestimmten Gesetzmäßigkeiten fortschreitende Bewegung, d. h. also eine „Ent-

wicklung“ im wissenschaftlichen Sinn des Wor-
tes ist.

Um diese Entdeckung in ihrer ganzen Bedeutung zu würdigen, müssen wir etwas weiter ausholen. Die moderne Wissenschaft hat das moderne Bewußt-
sein bereichert hauptsächlich durch drei große Ent-
deckungen:

1. die Tat des Kopernikus, der uns lehrte, daß die Erde sich um die Sonne bewege,

2. die Entdeckung von Lamarck — Wallace — Dar-
win usw., die uns zeigten, daß die Arten der Tiere und Pflanzen nicht unveränderlich seien, sondern sich aus niedern zu höhern Formen „entwickelt“ haben, und

3. die Lehre der ersten Soziologen, die sich da-
mals noch meist Geschichtsphilosophen nannten (Tur-
got, Herder, Condorcet, Schiller, Hegel, St. Simon, Comte) und die bewiesen, daß auch die mensch-
liche Gesellschaft nicht stillsteht, sondern eine Ent-
wicklung zeigt, die aber erst voll verstanden wer-
den kann, wenn man sie als die Fortsetzung der von Lamarck, Darwin u. a. nachgewiesenen orga-
nischen Entwicklung erfaßt hat.

Diese letztere Entdeckung steht den beiden vor-
hergegangenen an Bedeutung durchaus nicht nach. Denn, wie wir jetzt erkennen, handelt es sich um die Vernichtung der dreifachen Fiktion vom Still-
stand, die auf allen wissenschaftlichen Stufen als unwiderlegliche Wahrheit hingenommen worden war.

1. Zuerst wurde die Fiktion eines Stillstandes der Erde umgeworfen, dann

2. die Fiktion des Stillstandes des organischen Lebens und

3. die Fiktion eines Stillstandes der menschlichen Gesellschaft.

Von diesen Fiktionen war aber gerade die dritte, die Fiktion vom Stillstand der Menschengattung und ihrer Kultur, bei weitem die allerschädlichste gewesen. „Es war immer so und wird immer so bleiben," diese sog. „Weisheit" war ja, wie wir früher sahen, geradezu der Haupt- und Fundamentalsatz, auf dem sich der Quietismus sein bequemes Ruhelager errichtet hatte.

Nun aber war, was vorher in träger Ruhe lag, ja alles in der Welt, in Bewegung gekommen, und namentlich auch der Stillstand in den Köpfen der Menschen. Denn: was sich bewegt, kann auch bewegt werden; und was bewegt werden kann, beweglich ist, das kann nicht unabänderlich sein, das kann unter Umständen auch durch den Menschen verändert werden, und zwar so verändert, wie es ihm taugt. — Und so schlug die quietistische Gesinnung in die aktivistische über, d. h. in den Willen zur Kulturbeherrschung.

Mußte früher der Mensch, in triebartigem Dasein befangen, die Kulturentwicklung, von der er gar nichts wußte, wie ein blindes Verhängnis über sich ergehen lassen, so kann er jetzt daran denken, seinen Willen immer mehr als eine tatsächliche Macht in diese Entwicklung einzustellen; und zwar auf dieselbe Weise und mit derselben Methode, durch die er zuvor gelernt hatte, die außermenschliche Natur zu meistern. —

Die zweite Großtat der Soziologie war die Erfindung der Statistik, der politischen Arithmetik

oder sozialen Physik (wie man sie auch anfäng=lich nannte), die, wie wir schon früher sahen, den Beweis erbrachte, daß auch die menschlichen Dinge der Kausalität gehorchen, daß sie bestimmten Ge=setzen unterworfen und daher auch der wissenschaft=lichen Erkenntnis zugänglich sind.

(Historischer Materialismus) Doch wie, in welcher Weise sollte denn diese Erkenntnis verwirk=licht werden?

Den Weg dazu haben uns Engels und Marx gezeigt. Und damit kommen wir auf die dritte Großtat der Soziologie. Marx und Engels haben uns gelehrt, daß alle Strebungen des mensch=lichen Willens sich nur insofern und inso=weit verwirklichen können, als dafür die wirtschaftlichen, d.h. die materiellen Grund=lagen gegeben sind*).

Dieser Satz, der eigentlich fast selbstverständlich ist, war trotzdem oder vielleicht gerade deshalb eine der genialsten Entdeckungen, die der mensch=liche Geist gemacht hat. Es wird dies sofort ein=leuchten, wenn wir die Konsequenzen, die dieser so einfach klingende Satz in sich birgt, ziehen.

Früher hatte man, beinahe zwei Jahrtausende lang, geglaubt, daß die Gesittung durch Ermahnung, durch Moralpredigten, durch Gebote und Impera=tive unmittelbar verbessert und wesentlich gehoben werden könne. Die Erfahrung hat gezeigt, daß dieser Weg ungangbar ist, und die Marx=Engels'sche

*) Näheres über diese meine Auffassung des Marxismus in „Phasen der Liebe", VII. Kapitel: Die Methode der Phasen und Richtungslinien.

Theorie gibt uns die Erklärung dafür. Denn nach dieser Theorie kann eine höhere Gesittung nur auf der Grundlage besserer *Lebensbedingungen* zustande kommen.

Solange z. B. unsere Güterverteilung auf Grundsätzen beruht, die dem arbeitslosen Erben und dem skrupellosen Erwerbsmenschen Reichtum, Macht und Ehre in den Schoß werfen, dürfen wir niemals erwarten, daß etwas dem wahren Christentum ähnliches sich auf Erden verwirklichen lassen kann (wie früher schon in anderem Zusammenhang betont wurde). Die christliche Moral kann vielmehr nur dann in das wirkliche Leben eingreifen, wenn entsprechende wirtschaftliche Zustände hergestellt werden; und damit winkt allerdings die Möglichkeit, eine Gesittung und Gesinnung zur Tat werden zu lassen, in deren Verwirklichung zwei Jahrtausende nicht um ein Haar breit weitergekommen sind. —

Und noch eine andere wichtige Folgerung können wir aus der Lehre von Marx und Engels ziehen: Wenn höhere geistige Kultur nur insoweit Wirklichkeit werden kann, als dafür die *materielle Grundlage* gegeben ist, so folgt, daß jeder höheren Kulturstufe, die die Menschheit bis jetzt erstiegen hat, zunächst ein epochemachender Fortschritt in der Wirtschaft vorangegangen sein muß.

Und dies ist in der Tat richtig. So konnte z. B. die Kultur der Jäger erst dann in eine höhere geistige Kultur übergehen, nachdem der — Ackerbau erfunden war und den bis dahin wild umherschweifenden Wilden seßhaft gemacht hatte. — So erhob sich die Kultur der Ackerbauvölker zu der Höhe der antiken Kultur, als die *Verwertung der*

Metalle erfunden war und der Handel um das Mittelmeer herum die verschiedenartigsten Völker miteinander in Berührung und Verkehr gebracht hatte.

Damit kommen wir nun zu einer wichtigen Folgerung für die Gegenwart. Seit etwa hundert Jahren ist unsere Wirtschaft zu höheren Formen fortgeschritten, von denen die Antike keine Ahnung hatte. Der Metallkultur haben wir die machtvolle Maschinenkultur hinzugefügt, und unser Handel und Verkehr erstreckt sich heute auf die fernsten Länder, der Welthandel umspannt die ganze Erde. Kurz, unsere materielle Kultur hat eine höhere Stufe erstiegen, als dies jemals auf der Erde stattgefunden hat. Und daraus müssen wir, nach der ökonomischen Theorie von Marx und Engels, nun den Schluß ziehen, daß unsere gesamte geistige Kultur im Begriffe ist, höhere Formen anzunehmen, als sie bis jetzt je da waren. Also daß unsere politischen Zustände, unsere erzieherischen, ethischen und familialen Einrichtungen, die Güterverteilung, Gesittung, Religion, Philosophie, Recht, Kunst und vor allem unser Kampf gegen die Übel und Leiden, daß sie alle sich zu höheren Formen weiterentwickeln werden, die noch niemals da waren, die auf der Erde vollkommen neu sein werden.

Und in dieser Auffassung dürfen wir uns durch die enorme Verwirrung, in die unsere Zeit hineingeraten ist, nicht beirren lassen. Denn jeder rasche Übergang ist zunächst mit Unordnung verbunden.

(Phasenmethode) Das Marx-Engels'sche Gesetz von dem Verhältnis der geistigen zur materiellen Kultur läßt uns also die Kulturaufgaben unserer

Zeit jetzt sehr scharf und klar erkennen: Sie besteht darin, daß auf unserer hochgestiegenen materiellen Kultur eine entsprechende geistige Kultur aufgebaut werden soll. Daher auch der ungeheure Zwiespalt unserer Zeit: unsere materielle Kultur, unsere Wirtschaft spielt eine alles überragende Rolle, aber unsere geistige und sittliche Kultur ist auf fast allen Gebieten kläglich zurückgeblieben; unsere geistige Kultur ist mit unserer materiellen Kultur, wie allgemein anerkannt wird, in Widerspruch geraten. Und es ist eine zwiespältige Kultur entstanden, in der die Übel und Leiden nicht gemindert und gemildert, sondern sogar vermehrt und gehäuft worden sind.

Dies alles läßt uns die Marx-Engels'sche Theorie klar begreifen. — Was sie uns aber nicht erkennen läßt, das ist die Richtung, in der sich unsere Kultur bewegt. Wenn wir aber in irgendeine Bewegung zweckbewußt eingreifen wollen, so müssen wir über diese Bewegung genau unterrichtet sein und vor allem müssen wir wissen, in welcher Richtung die Bewegung erfolgt. — Hier setzt nun die Methode der Phasen- und Richtungslinien ein.

(Die Methode der Phasen und Richtungslinien) Wie wir früher gesehen haben, hat die moderne Wissenschaft alle Stillstände beseitigt, alles ist jetzt in Bewegung geraten, nichts ist mehr vorhanden, woran sich das ängstliche konservative Gemüt anklammern könnte. Die Vergangenheit ist vorbei, die Gegenwart ist im Nu verflogen und die Zukunft ist uns unbekannt. — Aber Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind doch durch ein Dauerndes verbunden, und das ist der Weg der Be-

wegung, und der Weg ist charakterisiert durch seine Richtung. Um uns über den Weg und seine Richtung klar zu werden, dazu dient eben die Phasenmethode.

Diese Methode habe ich schon so oft und auch eingehender auseinandergesetzt*), daß ich mich hier kurz fassen kann.

Die Methode besteht darin, daß man zunächst das ganze Kulturgebiet in die einzelnen soziologischen Hauptfunktionen spaltet: Wirtschaft, Familie, Staat, Sprache, Wissen, religiöser und philosophischer Glaube, Moral, Recht und Kunst. Darauf zerlegt man die einzelnen Entwicklungen (z. B. des Rechts, der Wirtschaft) in Strecken, Stadien oder Phasen. Vergleicht man alsdann die Phasen miteinander, so entdeckt man die Richtungslinien der Entwicklung, d. h. die Richtung, in der die Bewegung erfolgt. Gelingt es, die Richtungslinien kausal zu begreifen, so kann man Richtungsgesetze erkennen, die die Linien des geringsten Widerstandes und die Entwicklungs-Tendenzen unserer Zeit anzeigen und so auf die zukünftige Entwicklung Licht werfen. Die Vergangenheit und Gegenwart wird also durch diese Methode für die Zukunft, d. h. für unser werktätiges Handeln fruchtbar gemacht.

Die Einteilung in soziologische Phasen darf nicht verwechselt werden mit den Periodeneinteilungen, die die beschreibende Geschichte zur Beherrschung des Stoffes von jeher vorgenommen hat.

*) Vgl. besonders „Phasen der Liebe“, 7. Kapitel. — Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie und Soziologie August 1912.

Die Einteilungen der beschreibenden Geschichte und Völkerkunde sind nämlich nicht soziologische, sondern teils rein chronologische, teils geographische Einteilungen. So ist z. B. die Einteilung der Weltgeschichte in Urzeit, Altertum, Mittelalter und Neuzeit nur eine chronologische Einteilung; soziologisch wäre sie sogar einfach falsch und vollständig irreführend. Denn das Mittelalter war ja nur chronologisch, nur der Zeit nach, nicht aber soziologisch (dem Wesen nach) die Fortsetzung des Altertums*). Ferner sind z. B. die Bezeichnungen in der Kunstgeschichte, wie romanisch, gotisch, Renaissance usw., und auch die Bezeichnungen, die die Prähistoriker verwenden, z. B. Acheuléen, Moustérien, Solutréen usw., ursprünglich geographische Bezeichnungen; um eine soziologische Phaseneinteilung zu finden, dazu bedarf es oft einer sehr langen und gründlichen Arbeit. Denn will man die Phasen ihrem Wesen nach bezeichnen, so muß man zuvor ihre Stellung in der Entwicklung und ihren Zusammenhang mit den vorhergehenden und nachfolgenden Phasen verstanden haben, d. h. man muß die sämtlichen Phasen auf ihre wesentlichen Eigenschaften miteinander verglichen und man muß dadurch die Richtung begriffen haben, in der die gesamte Entwicklung abgelaufen ist. Dann erst kann man eine soziologische Phaseneinteilung aufstellen.

Wenn wir z. B. die gesamte geneonomische Entwicklung einteilen in die Verwandtschaftliche, die Familiale und die Personale Epoche (vgl. „Die

---

*) Näheres darüber in „Der Sinn des Lebens", 2. Aufl., S. 306 ff.: „Das soziologische Intervall des Mittelalters".

Familie", I. Kapitel), so ist auf den ersten Blick klar, daß hier eine „Entwicklung" abgelaufen ist (die in einer fortwährenden Verringerung der geneonomischen Gruppe besteht); man kann aus der Phaseneinteilung die Richtungslinie ohne weiteres erkennen, aber nur dadurch, daß die Richtungslinie vorher erkannt worden ist. In einer Einteilung dagegen wie Urzeit, Altertum, Mittelalter und Neuzeit ist die Richtungslinie weiter nichts als die Zeit. Die Einteilung sagt weiter nichts, als daß — die Zeit abläuft; sie ist also vom soziologischen Standpunkt aus völlig nichtssagend und geistlos.

Doch ich will hier auf die Phasenmethode nur insoweit eingehen, als sie uns Mittel zum Kampf gegen die Übel und Leiden an die Hand gibt.

Wenn wir in irgendeine Bewegung mit zweckbewußter Absicht eingreifen wollen, so müssen wir, wie schon gesagt wurde, diese Bewegung zuerst erkennen und besonders über ihre Richtung oder, wie man hier auch sagen könnte, über ihre Entwicklungstendenz, im klaren sein. Dies ist wohl ohne weiteres einleuchtend. — Zweitens stehen nun aber die sämtlichen soziologischen Bewegungen in einem innigen und zähen Zusammenhang miteinander: Wirtschaft, Familie, staatliche und zwischenstaatliche Organisation, Erziehung, Erbrecht, Religion, Moral und Kunst usw., sie befinden sich alle bis zu einem gewissen Grad zueinander im Verhältnis der Abhängigkeit und der Wechselwirkung, weil sie mehr oder weniger aneinander angepaßt sind. So bildet die Kultur eines Volkes gleichsam ein Gewebe, in dem jeder einzelne Faden den andern stützt und hält und wieder in den

andern verfestigt und verfilzt ist. Diese Zusammenhänge — die „interfunktionellen Beziehungen", wie ich sie genannt habe — müssen wir natürlich ebenfalls genau kennen, wenn wir absichtlich Änderungen treffen wollen. So können wir z. B. die künstliche Zuchtwahl — die allein schon einen ungeheuer großen Teil aller Leiden beseitigen würde — nicht plötzlich in einem Volk einführen wollen, das noch tief in der Familialen Organisation stehengeblieben ist; wir können kaum eine internationale europäische Organisation durchführen, solange die Jugend in den Schulen nationalistisch fanatisiert wird; wir können die Volkserziehung nicht mit einem Ruck auf eine wünschenswerte Stufe heben, solange der größere Teil des Volks sich in schlechten materiellen Verhältnissen befindet, wir können schwerlich die „Freie Ehe" proklamieren, solange nicht die Frauendifferenzierung einen hohen Grad erreicht und unsere Kultur auf diese Frauendifferenzierung eingestellt ist; wir können überhaupt fast gar keine Reform auf irgendeinem Gebiet durchführen, solange nicht dazu die materielle Unterlage gegeben ist.

Alle diese Zusammenhänge zu durchschauen, ist natürlich eine der schwierigsten Aufgaben der Soziologie. Und diese Aufgabe kann nicht dadurch gelöst werden, daß man einige ganz besonders auffallende Zusammenhänge und Wechselwirkungen durch Zufall entdeckt, sondern nur durch eine systematische Durcharbeitung des gesamten soziologischen Materials. Eine solche systematische Bearbeitung dürfte aber ohne Zuhilfenahme der Phasenmethode kaum möglich sein.

(Zusammenwirken) Aber nicht bloß über die Bewegungen der einzelnen soziologischen Funktionen können wir durch diese Methode in wünschenswerter Weise klar werden, sondern das Verfahren gibt uns auch schließlich das Mittel in die Hand, zu einer Gesamtsynthese der Kulturentwicklung und der gesamten Fortschrittsbewegung zu gelangen, die für die Bekämpfung der Übel und Leiden von ganz besonderer Bedeutung ist.

Die Synthese aller Richtungslinien ergibt nämlich eine Fundamentalrichtungslinie, die sozusagen das Rückgrat der Kulturentwicklung und die Grundwahrheit der Soziologie ist. Dieses fundamentale Richtungsgesetz läßt sich etwa folgendermaßen formulieren:

Die Kraft der menschlichen Gattung und ihre Überlegenheit über alle andern Tiere besteht nicht so sehr in der Kraft des Individuums, als in dem einheitlichen Zusammenwirken der Vielen, die sich einem Organismus höherer Art eingliedern und so ein immer gewaltiger werdendes und sich schließlich über die ganze Erde erstreckendes System ineinander spielender Kräfte darstellen.

Mit wachsender Kultur wird dieser Organismus immer vollkommener. Das heißt: Es findet eine immer intensiver, geregelter und planvoller geleitete Wechselwirkung einer fortwährend wachsenden Zahl von Individuen statt. Und alle Fortschritte der Menschlichkeit, der Kultur sind durch diese Fortschritte des gesellschaftlichen Zusammenwirkens bewirkt worden.

Diese Grundwahrheit der Soziologie wird klar werden, wenn wir hier (aus dem „Sinn des Lebens“,

29. Kapitel, 2. Aufl., S. 177 ff.) nochmals die wich⸗
tigsten Punkte dieser Entwicklung zusammenstellen:

(Stufengang des Zusammenwirkens) Der ge⸗
samten menschlichen Entwicklung, d. h. der Kultur⸗
entwicklung, liegt die Tatsache zugrunde, daß der
Mensch ein geselliges, ein soziales Wesen ist, als
solches geboren wird und von Urzeiten her in Ge⸗
sellschaft mit seinesgleichen gelebt hat.

Durch diese Vergesellschaftung der Individuen
wurde die Grundlage der menschlichen Größe ge⸗
legt. Denn eine gesellschaftliche Vereinigung vieler
zu Schutz und Trutz ist gleichsam ein Organismus
höherer Art, ein Übermensch, der über Dutzende,
ja Hunderte von Händen, Armen und Beinen,
Augen und Ohren gebietet, die sich alle dazu noch
über einen beliebigen Raum verteilen lassen und
trotzdem von allen Seiten auf ein und dasselbe Ziel
losgehen können.

Um aber eine solche Vielheit von Herdentieren
in eine ziel⸗ und zweckbewußte organische Einheit
umzuwandeln, dazu bedarf es der Fähigkeit der
Gedankenmitteilung, d. h. der Sprache.

Durch die Sprache tritt das Bewußtsein des
einen in das der andern ein. Sie verbindet also
das Innere von Individuen zu einer geistigen oder
überorganischen Gemeinschaft. In dieser geistigen
Gemeinschaft entsteht dann, abermals durch die
Sprache, der Sozialintellekt oder die Menschheits⸗
vernunft, die das Tier in den Menschen umwan⸗
delte.

Die Erschaffung des Werkzeugs, von der Stein⸗
axt bis zum Dampfwebstuhl und zum Luftschiff,
ist die Frucht jenes geistigen Zusammenwirkens und

leitet den Daseinskampf vom organischen auf das geistige Gebiet hinüber.

Der Ackerbau ermöglicht das dichte Beieinanderwohnen zusammenwirkender und arbeitsgegliederter Massen.

Indem durch den Ackerbau die einen für die Nahrung und den Unterhalt der andern sorgen, können diese sich speziellen Berufen widmen; es entsteht eine ganz besonders verfeinerte Art des Zusammenwirkens: die Arbeitsteilung (Differentiation), der alle höheren Güter und Leistungen der Kultur zu verdanken sind.

Die Schrift verbindet auch die Entfernten zum Zusammenwirken; die Entfernten im Raum — und in der Zeit. Das Wort ist flüchtig, der Buchstabe bleibt stehen. So werden die Toten den Lebenden zum Zusammenwirken für immer zugesellt; die Taten des Genies gehen nicht mehr verloren. Jede Generation ist der geistige Erbe aller vorhergehenden.

Indem die Schrift die Sprache über Raum und Zeit erhebt und ihre geistige Kraft steigert, wird sie zur Mutter der Wissenschaft, des Menschen allerhöchsten Kraft, die alle Völker der Erde in einem einzigen gleichen Glauben vereinigt und dazu bestimmt ist, das allgemeine Credo der gesamten Menschheit zu werden. Schon heute sind die Wahrheiten der Wissenschaft die einzigen, die auf der ganzen Erde unbestritten dastehen.

Das Geld verwandelt jede Hilfe zwischen den Individuen zu einer sofort gegenseitigen. Wie die Sprache ein Mittel ist, um sich gegenseitig zu verstehen, so ist das Geld ein Mittel, um sich gegenseitig zu helfen. Allerdings ist dieses Mittel

in sinnloser Weise mißbraucht worden (indem es den sozialen Parasitismus ins Leben rief). Aber gerade dieser Mißbrauch des Geldes führte schon im Altertum zur

Entstehung jener moralischen Religionen, insbesondere des Christentums, in denen der Gedanke der gegenseitigen Hilfe in seiner Bedeutung, wenn auch zunächst nur gefühlsmäßig, erkannt wurde und zuerst die religiöse Weihe erhielt.

Der Buchdruck vertausendfacht die Macht der Schrift; er verbreitet die gegenseitige Gemeinschaft, potentiell, auf alle.

Die kapitalistische Warenerzeugung steigert die Vergesellschaftung der Arbeit derart, daß keiner mehr für sich arbeitet, sondern jeder für alle andern, dafür aber auch über die Arbeit aller andern verfügt.

Die großen Verkehrsmittel (die Posten, Eisenbahnen, Telegraphen, Seeschiffahrt) verbinden alle Menschen der Welt untereinander zu einem universalen Zusammenwirken: zur Weltwirtschaft, die bis jetzt die größte und bewundernswerteste Organisation der Menschheit ist. –

So waren also alle wahrhaft großen Errungenschaften der Kultur nichts anderes als Steigerungen des menschlichen Zusammenwirkens.

Das planvolle Zusammenwirken ist also die eigentliche menschliche Kraft, auf ihm beruht alle Kultur, alle Macht des Menschen, und auf diesem Zusammenwirken liegen jetzt auch alle Hoffnungen der Menschheit, wenn sie den Kampf gegen die Übel und Leiden planbewußt und sinnvoll unternehmen will.

Doch, wird man hier einwenden: Hat nicht auch

der Krieg den Kulturfortschritt in der mächtigsten Weise gefördert, hat er nicht die Schwachen und Minderwertigen ausgemerzt, hat nicht gerade der „Kampf ums Dasein" die Menschheit bis zu ihrer jetzigen Höhe „hinaufgezüchtet"?

Um die soziologische Bedeutung des Kriegs und Kampfes richtig zu verstehen, dazu bedarf es jedoch einer tieferen soziologischen Einsicht, als sie einige Darwinistische Schlagworte gewähren können.

Da wir aber den Sozialdarwinismus schon anderorts*) eingehender zu beleuchten versucht haben, so müssen wir uns hier mit wenigen Andeutungen begnügen.

Bekanntlich ist der ganze Reichtum an Tier- und Pflanzenarten dadurch entstanden, daß aus niedern Formen allmählich immer höhere hervorgingen. Diese Hinaufzüchtung wurde, wie uns Darwin, Wallace, Haeckel zeigten, hauptsächlich bewirkt durch den „Kampf ums Dasein". Denn durch diesen Kampf wurden mindere Varianten einer Spezies ausgerottet und höhere und immer höhere blieben als Sieger übrig.

Der Krieg ist also unzweifelhaft das eigentliche Prinzip der tierischen Entwicklung, das „Prinzip des tierischen Fortschritts".

Das Prinzip des menschlichen Fortschritts ist aber gerade im Gegenteil das Zusammenwirken, die Verbindung, die Arbeitsvergesellschaftung, die Vereinigung, und ihr Ergebnis ist — die Kultur. In der Kultur nämlich fand der Mensch ein stärkeres

*) Vgl. „Sinn des Lebens", 21. Kapitel: Die Kulturzoologie.

Mittel, sich gegenüber allen andern Tieren durchzusetzen, als alle weiteren organischen Veränderungen es vermocht hätten. So wuchsen ihm nicht schärfere Klauen, nicht spitzere Zähne, nicht Schwimmhäute und Flügel, sondern er erfand Waffen, die mannigfachsten Waffen und Geräte, das Schiff und die Flugmaschine, mit der er sogar (wie Pégoud zeigte) die Leistung der Vögel überbieten konnte. Und alle diese Kulturerrungenschaften waren natürlich die Ergebnisse des Zusammenwirkens, der Arbeitsteilung und der sinnvollen Kooperation von Einzelmenschen*).

So hat sich also mit dem Auftreten der Kultur das Fortschrittsprinzip geändert; in der Tierwelt ist es der Kampf, in der Menschenwelt ist es die Arbeitsvergesellschaftung.

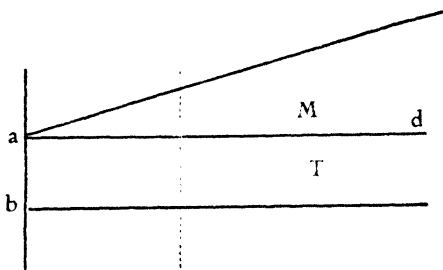
Nun müssen wir aber bedenken, daß der Übergang vom Tier zum Menschen kein plötzlicher war, sondern ein allmählicher, der sich über Hunderttausende von Jahren hinzog und der auch jetzt noch keineswegs vollendet ist. In dieser Übergangszeit hörte natürlich auch der Krieg nicht plötzlich auf und an seine Stelle trat nun nicht ebenso plötzlich und ausschließlich das friedliche Zusammenwirken. Sondern die beiden Fortschrittsprinzipien gingen nebeneinander her, wobei anfänglich noch Krieg und Gewalttat, später aber immer mehr Arbeit und Friede überwog. Und in dieser Übergangszeit war der Krieg, wie nicht geleugnet werden kann, sogar kulturfördernd, nämlich überall da, wo er das Zusammenwirken förderte. Nicht als

*) Vgl. „Phasen der Kultur", 2. Aufl., S. 334.

Krieg natürlich, der ja nur zerstört, sondern als das einzige Mittel, das auf niederen Stufen der Kultur die vereinzelten Gruppen zu größeren Reichen, zu größeren *Arbeitsgesellschaften*, zusammenzuzwingen vermochte. Denn um die Feindseligkeiten anderer Völker unschädlich zu machen oder in Freundschaft umzuwandeln, dazu gab es kein anderes Mittel, als sie — auf den untersten Stufen — auszurotten oder zu verjagen, auf etwas höherer Stufe: sie zu unterwerfen, zu verknechten und sie sich überhaupt einzuverleiben.

Die Waffen sind ja oft das einzige Mittel, wodurch rohe Menschen untereinander verhandeln und in Verbindung gebracht werden können. Aber mit wachsender Kultur wird das „tierische Mittel“, der Krieg, immer mehr verdrängt durch das „menschliche Mittel“, den friedlichen Verkehr, den Austausch geistiger Errungenschaften und besonders auch durch den *Handel*, der von einer gewissen Stufe ab die Menschen befähigt, immer mehr ohne alle Gewalttat auf friedlichem Weg die Vorteile des Zusammenwirkens zu genießen. Und heute ist unter den höchstgestiegenen Völkern der Krieg bereits ein Anachronismus geworden, der nur noch besteht, weil auch in diesen Nationen ganze Schichten in ihrem Empfindungsleben noch roh und rückständig geblieben sind; hauptsächlich aber durch das Gesetz der Trägheit, das die Nationen verhindert, neue Organisationen zu schaffen, die den neuen Verhältnissen entsprechen, und nicht zuletzt durch die Angst, die sie voreinander haben. Roheit, Trägheit und Angst sind aber Gemütszustände, die nur langsam überwunden werden können.

Also der Krieg (d. h. der Gewaltkampf) ist das spezifisch tierische, das Zusammenwirken das spezifisch menschliche Entwicklungsprinzip. Den Krieg haben wir aus den tierischen Zeiten herübergenommen, das kulturschaffende Zusammenwirken wächst stetig an und wird immer mehr das überragende Prinzip des Kulturfortschritts.

Denn jeder Schritt in die Kultur hinein ist ein Schritt aus dem Tierischen heraus. Mit wachsender Kultur tritt das tierische Element, das seine Spuren mit Blut und Feuer in die Weltgeschichte eingegezeichnet hat, immer mehr zurück, und das menschliche Element, das planvolle schöpferische Zusammenwirken, gewinnt zugleich immer mehr an Ausdehnung; etwa so, wie es die Figur hier veranschaulichen soll:

Betrachten wir diese paar Striche, die ja das Grundproblem der Menschheit bedeuten, etwas genauer, so stellt ab den Naturzustand vor, in dem der Mensch oder vielmehr der kulturlose Vormensch noch ganz und gar ein Tier war. Die Linie ad teilt die Figur in zwei Felder, von denen das untere das tierische, das obere das menschliche Element bezeichnet.

Die punktierte Linie soll den Kulturzustand be-

zeichnen, den wir gegenwärtig erreicht haben; sie soll anzeigen, daß das Tierische noch überwiegt. Diese Einschätzung darf nicht als pessimistisch angesehen werden. Denn abgesehen von der furchtbaren Bedeutung, die auch zwischen den höchstgestiegenen Völkern der Gewaltkampf noch immer beansprucht, kommt vor allem die Tatsache in Betracht, daß erst in der neuern Zeit die Kulturentwicklung die Schwelle des Bewußtseins überschritten hat (und noch heute bei den wenigsten „Kulturmenschen"), und daß also m. a. W. der Kulturverlauf denselben unbewußten Charakter noch beibehalten hat wie in der tierischen Entwicklung.

Wir befinden uns also nicht, wie naive Geister glauben, auf einer sehr hohen oder gar der denkbar höchsten, sondern auf einer sehr niedern Kulturstufe. Noch ist das tierische Element übermächtig; das eigentlich Menschliche die Vollkultur muß erst noch erobert werden. — Schon in hundert Jahren wird man unsere jetzige Kultur barbarisch finden, und in einigen Jahrtausenden wird man so hoch darüber stehen, wie wir jetzt über den „Wilden". Denn wir wissen, daß mit zunehmender Kultur das Menschliche sich über das Tierische mit wachsender Stärke und Wucht ausbreitet, nicht zwar um das Tier im Menschen zu unterdrücken oder gar zu beseitigen, sondern um es immer mehr zu leiten und zu veredeln.

Die in der obigen Figur ausgedrückte Wahrheit ist der Fundamentalsatz der soziologischen Erkenntnis; sie ist für die Soziologie von so großer Bedeutung, daß man sie, in Analogie mit dem Pythagoreischen Lehrsatz, die „Eselsbrücke der Soziologie" nennen

könnte: Aus unserer vormenschlichen Entwicklung haben wir das tierische Element mitgebracht; durch die Kultur, d. h. durch die soziale geistige Wechselwirkung zwischen denkenden und sprechenden Wesen ist der Sozialintellekt, der „Logos“, kurz das menschliche Element entstanden, und der Kampf dieser beiden Elemente und der langsame Sieg des Menschlichen über die tierische Unvernunft, das ist der eigentliche Sinn der Weltgeschichte*).

*) Vgl. „Der Sinn des Lebens“, 37. Kapitel: Die Lösung des Problems von den höchsten Werten.

Fünfzehntes Kapitel

Das Ziel

„Das öffentliche Wohl sei das Ziel des Gesetzgebers: die allgemeine Nützlichkeit sei das höchste Prinzip in der Gesetzgebung. Die Erkenntnis des Wohls der Gemeinschaft, um deren Interessen es sich handelt, bildet die Theorie, die Auffindung der Mittel, es zu verwirklichen, die Praxis."

I. Bentham

Das Ziel dieser großartigen Entwicklung ist der „wohlgeordnete Staat"; d. h. der Staat gedacht als organisierte Gesellschaft, als die Verkörperung der ungeheuren, alles überwindenden Macht, die die organisierte Arbeit von Millionen von Menschen auszuüben vermag; als der fast allmächtige „Übermensch", der in der Tat übermenschliche Aufgaben zu lösen und die Wohlfahrt der menschlichen Gattung in unerhörtem Maß zu fördern fähig ist. — Denn nur durch die planvolle und zielbewußte Organisation Vieler können Kraftzentren geschaffen werden, die wahrhaft großen Aufgaben gewachsen sind, und die den Kampf mit den menschlichen Leiden und Übeln erfolgreich aufzunehmen imstande sind. —

Seinem Ursprung nach war allerdings der „Staat" etwas ganz anderes: er entstand als eine Einrichtung, durch die eine kleine Oberklasse von Organisierten eine große Unterklasse von Nichtorganisierten vergewaltigte und ausbeutete. Aber in unserer Zeit geht der ursprüngliche Kriegs- und Ausbeutungsstaat immer mehr über in den Arbeits-

staat; er ethisiert sich allmählich und wird zum Wohlfahrtsstaat, der sich als höchstes Ziel das Wohl aller seiner Bürger setzt und dies Ziel durch immer großartigere Organisationen zu erreichen sucht.

Nach dem Gesetz der wachsenden Staatstätigkeit zieht der moderne Staat, oder besser die organisierte Gesellschaft, immer mehr Tätigkeiten, die früher von einigen bevorrechteten Familien oder Privatpersonen schlecht und recht ausgeübt worden waren, in seine immer größer werdenden Organisationen hinein. So entstehen Riesenorganisationen, die fast jeder Aufgabe gewachsen sind. Denn organisierte Arbeit, d. h. die planvoll geleitete Verbindung vieler Arbeiter, im Gegensatz zur Einzelarbeit, ist potenzierte Arbeit und in dieser Potenzierung der Arbeit durch Organisierung liegt das ganze Geheimnis der menschlichen Macht und Größe. —

Alle großen Wirkungen entstehen aus der Verbindung von Einzelwirkungen. Es besteht ein Prinzip, das man das Prinzip der Synergie oder das Gesetz der Aggregation genannt hat und das besagt, daß durch das Zusammenwirken einzelner Kräfte Wirkungen erzielt werden, die die bloße Addition der Einzelkräfte bei weitem überschreiten; m. a. W. die Wirkungsfähigkeit eines Aggregates ist quantitativ und qualitativ der Summe der Komponenten überlegen. Man kann diesen für die menschliche Gesellschaft so unendlich wichtigen Satz daher auch als den Satz von der „schöpferischen Synthese" bezeichnen.

Wie wenig läßt sich z. B. mit einem einzelnen Finger ausrichten; ich kann damit fast nichts be-

wirken, als einzelne Drucke oder Stöße ausüben. Aber mit den fünf Fingern, die synergisch in der Gestalt einer Hand organisiert sind, kann ich nun schon eine Feder erfassen und schreiben, ich kann eine Pistole abdrücken und schießen, kurz, ich kann damit tausend verschiedene Handlungen verrichten. Zwei Hände wiederum, die ineinanderspielen, können nicht nur doppelt so viel bewirken, als eine allein, sondern fast unendlich mal mehr. Der wohlorganisierte Staat aber stellt ein System von Millionen von Händen, Armen, Augen, Köpfen usw. dar, die alle nach einheitlichem Plan zusammenwirken, und er ist dadurch imstande, Riesenaufgaben, an die bei vereinzelter Arbeit gar nicht zu denken war, spielend zu überwältigen.

Aber, so höre ich hier einwenden: Wird eine solche Organisation uns nicht alle zu Knechten machen? Wird sie nicht alle freie Initiative ersticken? Gelangen wir nicht aus der Skylla in die Charybdis?

Hier ist nun eine wichtige Unterscheidung zu machen, die bisher wohl übersehen wurde, nämlich die Unterscheidung zwischen Kampforganisation und Arbeitsorganisation.

In der Kampforganisation muß sich die Person nicht nur dem Befehlshaber ganz und gar unterordnen, sondern sie muß sich auch dem Ganzen völlig aufopfern. Denn in einer Kampfgenossenschaft gilt der Einzelne als solcher rein nichts, alles kommt auf die Stoßkraft an, die das Ganze gegen den Feind zu entfalten vermag. Daher herrscht hier das Prinzip der bedingungslosen, blinden Unterordnung,

des sog. Kadavergehorsams. Nach diesem Prin-
zip ist z. B. eine moderne Armee konstruiert, fer-
ner die Gesellschaft Jesu; auf die Spitze wurde
es getrieben bei jenen Assassinen, die im 12. und
13. Jahrhundert in Vorderasien sich dadurch ge-
fürchtet machten, daß sie unter bedingungsloser
Aufopferung ihres Lebens jeden Mord ausführ-
ten, der ihnen von ihrem Anführer befohlen
wurde. — In der Kampforganisation ist also das
Ganze der Zweck, und das Individuum das Mittel
zum Zweck; d. h. es herrscht das untermenschliche
oder tierische Prinzip, das „Naturprinzip" (wie wir
andernorts ausgeführt haben); denn in der ganzen
Natur ist die Erhaltung der Art der „Zweck", das
Individuum nur ein Mittel dazu. So werden z. B.
in den Ameisenstaaten einzelne Individuen mit süßem
Saft gefüllt und in den Kellern aufgehängt, sodaß
sie hinfort einfach als lebende Honigtöpfe den
andern zu dienen haben.

Diesem tierischen Prinzip ist gerade entgegen-
gesetzt das kultürliche oder „menschliche" Prinzip,
und dementsprechend die *Arbeits*organisation. In
der Arbeitsorganisation ist das *Individuum*, als
Träger des Bewußtseins und als freude- und schmerz-
empfindendes Wesen der *Zweck*, und die Organi-
sation (wie schon Stirner betont hat) ist das Mittel
dazu. Daher muß eine Arbeitsorganisation vor allem
darauf gerichtet sein, das Leben ihrer Mitglieder
möglichst zu erleichtern und zu verschönern. Und
zu diesem und keinem andern Zweck schließen sich
Individuen zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammen.
In der Tat gibt es kein besseres Mittel zu diesem
Zweck als die Organisation. Denn durch die Or-

ganisation wird ermöglicht, daß mit einem Minimum von Arbeit und Anstrengung ein Maximum der Produktion erzielt wird, daß also das Individuum in der bestmöglichen Weise aller Notdurft überhoben wird und dadurch zugleich ein Maximum von *Muße* gewinnt, d. h. von „freier“ Zeit, in der es alle seine Kräfte nach seinem eigensten Gutdünken und Belieben in voller Freiheit zur Entfaltung bringen kann. Die Muße aber ist, wie schon Aristoteles sagte, das höchste Gut des Menschen. —

Ein noch wichtigerer Punkt als der Unterschied zwischen Kampf- und Arbeitsorganisation ist aber der *Geist*, der die Organisation beseelt. Ist dieser Geist gut, so kann das Leben sogar in einer Kampforganisation große Befriedigung gewähren, wie dies z. B. manches moderne Offizierskorps beweist.

Eine Organisation, die aus unerzogenen, zänkischen, herrschsüchtigen, rohen und ungebildeten Mitgliedern besteht, kann sicherlich die Hölle auf Erden sein, wenn man darin unentrinnbar festgekeilt ist, ein unerträgliches Gefängnis, das zur Verzweiflung treibt.

Eine Gemeinschaft aber, die sich aus wohlerzogenen, sozialen, höflichen und gerechten Menschen zusammensetzt, ist, wenn man sie außerdem noch frei wählen und wieder verlassen kann, gerade im Gegenteil wahrscheinlich die beseligendste und beglückendste Einrichtung, die überhaupt ausgedacht werden kann.

Der wohlorganisierte Staat ist also nur denkbar auf Grundlage einer viel höhern *Erziehung* und *Charakterbildung*, als sie gegenwärtig allgemein

ist. Dann erst kann der Staat seinen Bürgern zugleich die höchste Macht und das größtmögliche Glück zuteil werden lassen.

Diese Bedeutung des Staates ist schon von Schopenhauer erkannt worden. In seinem Werke: „Die Welt als Wille und Vorstellung“ sagt der geistreiche Pessimist:

> „Wir haben also im Staat das Mittel kennen gelernt, wodurch der mit Vernunft ausgerüstete Egoismus seinen eigenen, sich gegen ihn selbst wendenden schlimmen Folgen auszuweichen sucht, und nun jeder das Wohl aller befördert, weil er sein eigenes mit darin begriffen sieht. Erreichte der Staat seinen Zweck vollkommen, so könnte gewissermaßen, da er, durch die in ihm vereinigten Menschenkräfte, auch die übrige Natur sich mehr und mehr dienstbar zu machen weiß, zuletzt, durch Fortschaffung aller Arten von Übeln, etwas dem Schlaraffenlande sich Annäherndes zustande kommen. Allein, teils ist er noch immer sehr weit von diesem Ziele entfernt geblieben; teils würden auch noch immer unzählige, dem Leben durchaus wesentliche Übel, unter denen, wären sie auch alle fortgeschafft, zuletzt die Langeweile jede von den andern verlassene Stelle sogleich okkupiert, es nach wie vor im Leiden erhalten; teils ist auch der Zwist der Individuen nie durch den Staat völlig aufzuheben, da er im Kleinen neckt, wo er im Großen verpönt ist; und endlich wendet sich die aus dem Innern glücklich vertriebene Eris zuletzt nach außen: als Streit

der Individuen durch die Staatseinrichtung verbannt, kommt sie von außen als Krieg der Völker wieder, und fordert nun im großen und mit einem Male, als aufgehäufte Schuld, die blutigen Opfer ein, welche man ihr durch kluge Vorkehrungen im einzelnen entzogen hatte. Ja gesetzt, auch dieses alles wäre endlich, durch eine auf die Erfahrungen von Jahrtausenden gestützte Klugkeit, überwunden und beseitigt, so würde am Ende die wirkliche *Übervölkerung* des ganzen Planeten das Resultat sein, dessen entsetzliches Übel sich jetzt nur eine kühne Einbildungskraft zu vergegenwärtigen vermag." —

Unrichtig ist an diesem Gedanken Schopenhauers, daß die Übervölkerung eine unüberwindliche Gefahr bilde; die Übervölkerung ist, wie sich unterdessen gezeigt hat, fast nur allzuleicht zu überwinden; unrichtig ist auch die Idee vom Schlaraffenland und von der Langeweile. Ohne Arbeit werden niemals Genußgüter hergestellt werden können; *wer aber arbeitet und die Früchte seiner Arbeit voll ausgenießt*, der langweilt sich nicht, und sein Leben ist auch keineswegs das Leben eines Schlaraffen.

Dagegen ist der Grundgedanke Schopenhauers von der Allmacht des Staates eine geniale Konzeption: In der Tat, sobald der Staat, d. h. die organisierte Gesellschaft die Riesenfaust erhebt, verschwinden die Übel wie Nebel. So sind z. B., wenn wir die Jetztzeit mit dem Mittelalter vergleichen, die Hauptübel der früheren Jahrhunderte, nämlich das Raubrittertum, das Brigantenwesen, die

Rechtsunsicherheit und die ewigen Fehden, das Ketzer- und Hexenverbrennen des Mittelalters, ferner die großen Seuchen und die Hungersnöte, die damals ebenso regelmäßig die Bevölkerung dezimierten, wie die Städte von Riesenfeuersbrünsten in Asche gelegt wurden, alle diese Übel sind durch die moderne staatliche Organisation einfach aus der Welt gefegt worden.

Und doch ist der „wohlorganisierte Staat" erst in seinen Anfängen. Nach innen sind unsere gegenwärtigen Staaten in zwei Lager zerrissen, in Fortschrittsfreunde und Fortschrittsgegner, die sich aufs heftigste bekämpfen. Nach außen herrscht unter den Völkern eine verderbliche Anarchie, die die Lösung der eigentlichen Kulturaufgaben beinahe gänzlich verhindert, indem die ungeheuren Kräfte der Nationen zum großen Teil durch Wettrüsten gegeneinander aufgerieben und sinnlos vergeudet werden. — So müßte uns die Gegenwart trostlos machen, wenn uns nicht der Vergleich mit der Vergangenheit belehrte, wie unendlich viel bereits erreicht worden ist, und wenn wir nicht bemerken würden, wie mächtige Kräfte darauf hinarbeiten, den „wohlgeordneten Staat" trotz alledem immer mehr aufzubauen.

Die vergleichende Betrachtung der bis jetzt zurückgelegten Kulturphasen läßt uns nämlich mit voller Klarheit erkennen, daß die Kulturentwicklung seit ungezählten Jahrtausenden nach dem Gesetz der Arbeitsvergesellschaftung vor sich gegangen ist, und wenn irgendeine Richtungslinie wissenschaftlich gesichert ist, so ist es diese*).

*) Vgl. „Phasen der Kultur", 2. Aufl., S 267.

Zuerst waren es kleine schweifende Horden, die ohne allen Zusammenhang miteinander über weite Gebiete zerstreut lebten; dann verbanden sich die Horden zu Stämmen, die Stämme zu Völkerschaften, dann die Völkerschaften zu Großstaaten, schließlich die Großstaaten zu riesenhaften Staatensystemen.

Dieser Vorgang ist heute bis zur höchsten Organisation, die dem Menschen bis jetzt geglückt ist, bis zum Welthandel und Weltverkehr gediehen, indem die einzelnen Völker, wie die in Berufe differenzierten Bürger einer Stadt (Marc Aurel), eine einzige, große Arbeitsgesellschaft darstellen. — Zu gleicher Zeit ist die Arbeitsvergesellschaftung im Innern der Staaten zu immer höheren Formen fortgeschritten. Auf den untersten uns bekannten Kulturstufen gab es nur die geschlechtliche Arbeitsteilung, die Differenzierung zwischen Mann und Frau, später folgte die Differenzierung der Männer in einzelne Berufe und Gewerbe, und heute beginnt diese berufliche Differenzierung auch die Frauen zu ergreifen, wodurch nun die ganze zweite Hälfte der Gesellschaft für die organisierte Arbeit allmählich gewonnen wird. Und während es anfänglich nur zwei Berufe gab, den des Mannes und den der Frau, zählt uns heute die Statistik über 10000 verschiedene Berufe auf.

So leben die Millionen eines modernen Volkes in tausendfältiger Arbeitsteilung. Und diese außerordentlich fein spezialisierte Differenzierung wird integriert durch ein ebenso mächtig entwickeltes Verkehrssystem, das in Gestalt des Handels, des Transport- und Vermittlungswesens durch Posten

und Eisenbahnen alle die differenzierten Elemente miteinander in Verbindung setzt.

Die Richtungslinie der Entwicklung ergibt jedenfalls mit voller Klarheit, daß hier eine Gesetzmäßigkeit vorliegt, die wir folgendermaßen formulieren können:

Mit wachsender Kultur nimmt die Arbeitsvergesellschaftung oder Arbeitsorganisation stetig zu. Die anfänglich zerstreuten Elementargebilde (Horden) fügen sich immer mehr zu einem einheitlichen, sich schließlich über die ganze Erde erstreckenden System ineinander spielender Kräfte, zu einer übermenschlichen Organisation zusammen, die durch immer höhere Formen der Arbeitsvergesellschaftung die Macht des Menschen ins Unermeßliche steigert und vermehrt.

Und das Endziel dieser großartigen Bewegung ist der „wohlgeordnete Staat", die Civitas Humana, die die Millionen zu sinnvollem Zusammenwirken eint, der Übermensch, der es vermag, den Kampf gegen die Übel und Leiden in der wirksamsten Weise zu führen und das sog. „irdische Jammertal" in eine Welt der Arbeit und der Freude allmählich umzugestalten.

Dieser wohlgeordnete Staat ist (wenn wir von leeren metaphysischen Fiktionen absehen) das letzte erkennbare Ziel der menschlichen Rasse auf Erden und der höchste Gedanke, den der menschliche Intellekt bis jetzt zu erfassen vermochte. Mit diesem Gedanken ist die Weltgeschichte an jenem Punkte angelangt, wo endlich der Mensch die Aufgabe, die er auf Erden zu lösen hat, klar zu begreifen beginnt.

Sechzehntes Kapitel

Der Weg

„Das wesentliche Ziel aller politischen Bestrebungen ist in der Erziehung der Völker zu höherer Intelligenz und zu gesitteter Denkweise, zu menschenfreundlichen Gefühlen, zu geistigen Bestrebungen zu suchen“.

Grotenfelt

Der gewaltige Vorgang der allmählichen Umwandlung aller menschlichen Dinge, den wir Kultur nennen, durchlief, wie wir früher sahen, durch ungezählte Jahrtausende hindurch seinen Weg, ohne daß der Mensch davon auch nur die entfernteste Ahnung gehabt hätte. Erst mit dem Erwachen der induktiven Kulturwissenschaft, der Soziologie, überschritt die Kulturentwicklung die Schwelle des menschlichen Bewußtseins. Der Mensch erkannte nun, daß die Geschichte seines Geschlechts kein aufs Geratewohl auf- und abwogendes Chaos zielloser Bewegungen, sondern eine nach bestimmten Gesetzen und in bestimmter Richtung erfolgende Entwicklung ist. Und nachdem sich sein Geist so aus der niedern Atmosphäre triebartigen Daseins erhoben hatte, erschaute er das Ziel, dem diese Bewegung zustrebt und über das wir uns im vorigen Kapitel eine Vorstellung zu machen suchten.

Doch der Weg zu diesem Ziel ist lang; und wenn wir uns genauer überlegen, auf welche Weise wir uns jenem Ziel nähern können, so stoßen wir dabei auf so gewaltige Widerstände, daß wohl dem

Kleinmütigen aller Mut und alle Hoffnung entschwinden könnte.

Unterziehen wir aber unsere Zeit einem genauen Studium, so bemerken wir, daß die am weitesten fortgeschrittenen Völker in tiefen Umwandlungen begriffen sind, die in ganz offenbarer Weise auf jenes Ziel hinstreben. Von diesen Umwandlungen und „Umwertungen aller Werte“ kommen für die Soziologie der Leiden hauptsächlich zwei verschiedene Arten in Betracht: die Umwandlung der ethisch-religiösen Werte und die Umwandlung der sozialen Struktur, die wir beide jedoch hier nur kurz skizzieren können.

(*Ethisch-religiöse Umwandlungen*) Daß unsere Zeit im Übergang zu einer neuen ethisch-religiösen Lebensauffassung sich befindet, ist eine jedem Denkenden bekannte Tatsache. Noch niemals war ja vielleicht der Streit um einen neuen religiösen Lebensinhalt so stark und leidenschaftlich wie in der Gegenwart. —

Wenn nun, wie früher gesagt wurde, der Kampf des Menschlichen mit dem Tierischen und der Sieg der Vernunft über die Unvernunft der *Sinn der Weltgeschichte* und wenn ferner die Veredelung und Vermenschlichung des Lebens die eigentliche Aufgabe des Menschengeschlechtes auf Erden ist, so geht aus dieser Erkenntnis eine *neue Ethik* und eine *neue Religion* hervor. — *Ethisch gut* ist nun alles, was mit Absicht den Sieg der Menschlichkeit fördert, *ethisch schlecht*, was diesem Sieg entgegenwirkt.

Wodurch läßt sich aber diese *ethische Absicht* verwirklichen? Es gibt nur ein Mittel: die Ver-

einigung der Einzelnen, ihre Verbindung zu solidarischem Handeln, die Organisation. Deshalb heißt der neue ethische Imperativ (den synergetischen möchte ich ihn im Anschluß an Ostwalds energetischen Imperativ nennen):

Vereinigt euch! Schafft aus Millionen eine eiserne Phalanx gegen alle Übel und Leiden, gegen die ungeheure Sinnlosigkeit der Natur! Vergesellschaftet eure Arbeit! Steigert eure Energie durch brüderliches Zusammenwirken ins riesenhafte, ballt euch zu Übermenschen zusammen, denen keine Macht der Erde widerstehen kann! Vor allem aber klärt euch auf, laßt die Hochgedanken der Menschheit von Mund zu Mund gehen; denn euer größter Feind ist die Unwissenheit, die Dummheit, die euch zersplittert und ohnmächtig macht.

Diese neue Ethik ist, wie ich denke, zugleich auch die neue Religion. Beide bedürfen nicht mehr der theologischen und metaphysischen Fiktionen; sie wachsen als das wahrhaft Göttliche aus dem menschlichen Gemüt selbst hervor, sie stehen fest und klar auf dem Boden der Wirklichkeit. —

Mit der neuen Zeit ist eine neue Lebensauffassung entstanden, und mit der neuen Lebensauffassung ist uns eine neue Selbsterkenntnis aufgegangen. Sicherlich sind in der menschlichen Seele Triebe verankert, die über das Individuum hinausweisen. Diese überindividualen Dränge wurden in vorwissenschaftlicher Zeit metaphysisch gedeutet. Jetzt aber erkennt eine fortgeschrittene Psychologie, daß diese Dränge und Triebe nichts anderes sind als die in jedem normalen Menschen von Natur aus machtvoll angelegten sozialen Triebe, die über das

11*

Wohl des Einzelnen hinaus auf das Wohl der Andern und des Ganzen gerichtet sind. Und die neue Religion besteht darin, diese edelsten aller Naturtriebe unter den Einfluß der Kultur zu nehmen und ihnen die höchste Ausbildung und die mächtigste Wirksamkeit zu verleihen.

Religiös im neuen Sinn ist nicht mehr der, der die stärksten methaphysischen Bedürfnisse hat (dabei aber in seinem ganzen Trachten vielleicht nur den gierigen Egoisten erkennen läßt), sondern religiös ist ein Mensch, der menschlich fühlt und denkt und danach strebt, nicht nur seine individuellen Zwecke, sondern auch die der Menschheit und der Menschlichkeit nach Kräften durch die Tat zu fördern.

Das „metaphysische Bedürfnis" ist nur einer gewissen mittleren Kulturstufe eigen. Es ist auf den untersten Kulturstufen noch nicht vorhanden und es erlischt auf höherer Kulturstufe. Denn was war denn das „metaphysische Bedürfnis"? Es war die Leidenschaft des Selbsterhaltungstriebs. Wenn es keinen Tod gäbe, wenn wir ewig lebten, so hätten wir schwerlich ein metaphysisches Bedürfnis gehabt. Aber weil wir aus der diesseitigen Welt verschwinden müssen, wollten wir wissen, was uns in einer jenseitigen Welt erwartet. Gewiß war auch die Metaphysik durch den Kausaltrieb und durch den Wissenstrieb mit verursacht.

Aber nachdem wir eingesehen haben, daß die Metaphysik die Lehre von den unbeantwortbaren Fragen war, hat sich der Wissenstrieb auf andere wertvollere Fragen geworfen, auf die Welt der Wirklichkeit. — Die Erkenntnis der Wirklichkeit

aber ist das wirksamste Mittel gegen die Übel und Leiden und zur Verbesserung des menschlichen Schicksals, während die Metaphysik die Leiden nicht zu verringern vermochte, vielmehr den alten Qualen nur neue hinzugefügt hat.

Es ist klar, daß die Ausbreitung dieses neuen religiösen Geistes, dieser sozialen Gesinnung, dieser euphorischen Philosophie für die Bekämpfung der Übel und Leiden von der größten Bedeutung sein wird. Denn die neue ethische Religion ist allen bisherigen, auch der christlichen Religion, sehr überlegen:

Das Christentum wollte den Menschen und das menschliche Schicksal dadurch bessern, daß es die Nächstenliebe predigte und die Sünde mit fiktiven Strafen belegte. — Aber die bloße Aufforderung, der Mensch solle gut sein, erwies sich als ebenso unwirksam wie die fiktiven Strafen. Der Mensch ist aus tierischen und menschlichen Eigenschaften gemischt, und je nach dem *Milieu* und den Einrichtungen, unter denen er lebt, kommen seine tierischen oder seine menschlichen Eigenschaften überwiegend zum Vorschein, zur Vorherrschaft. Und die diesseitigen Belohnungen und Bestrafungen, die sicher sind, wirken sehr viel stärker auf ihn als alle die jenseitigen, die unsicher sind. —

Solange unsere irdischen Einrichtungen auf Rücksichtslosigkeit, Egoismus, Hinterlist, pfiffigen Betrug, Strebertum usw. Prämien setzen, solange der Nutzen des Einen aus dem Schaden des Andern gesogen wird, kann die Gesittung, die Brüderlichkeit und Solidarität unter den Menschen natürlich auch keine Fortschritte machen. Die neue Ethik geht daher

vor allem darauf aus, die sozialen Einrichtungen, d. h. das ganze Milieu zu ethisieren*).

Während also die ältere Ethik sich vorwiegend des „individualen Mittels“ bediente, indem sie dem Einzelnen die Liebe zum Andern predigte, hat die neue (soziologische) Ethik begriffen, daß das „soziale Mittel“ weit mächtiger ist; an die Seite der Nächstenliebe ist die Solidarität getreten, der Altruismus ist durch den sozialen Gedanken verstärkt und ergänzt worden. Denn nicht um eine Verdrängung oder Beseitigung der Nächstenliebe handelt es sich, sondern um eine sehr wertvolle und notwendige Ergänzung. Die neue Moral hebt die alte Moral nicht auf, sondern sie schließt sich ihr an und entwickelt sie weiter zu höheren Formen.

Der zweite Punkt, worin die neue Ethik der alten überlegen ist, ist die Erkenntnis, daß (wie schon öfters betont wurde) der isolierte Einzelne für das Ganze wenig vermag, daß die Kräfte der Menschen dagegen ins Riesenhafte schwellen, wenn sie aus vielen ihresgleichen einen Übermenschen formen, wenn sie sich zu bestimmten Zwecken organisieren.

Diese neue Philosophie ist jedoch keine wohl-

*) Vortrefflich hat diese große Wahrheit schon Rousseau erfaßt. In den Konfessionen sagt er: ..... „cette grande maxime de morale, la seule peut-être d'usage dans la pratique, d'éviter les situations qui mettent nos devoirs en opposition avec nos intérêts, et qui nous montrent notre bien dans le mal d'autrui, sûr que dans de telles situations quelque sincère amour de la vertu qu'on y porte, on faiblit tôt ou tard sans s'en appercevoir; et l'on devient injuste et méchant dans le fait, sans avoir cessé d'être juste et bon dans l'âme.“

gemeinte, in den Lüften schwebende Utopie, sondern sie ist aus den Lebensbedingungen unserer gegenwärtigen Kulturstufe organisch hervorgewachsen, sie ist der Geist selbst unserer neuen Kultur. Denn jede neue Zeit bedarf einer neuen Religion. Und für die neue Zeit, die jetzt schon immer heller aufdämmert, ist nichts so kennzeichnend als gerade die organisatorische Bewegung, die überall die Einzelnen zu Gruppen zusammenschweißt, die einzelnen Gruppen zu immer größeren Gruppenbildungen zusammenfügt und aufbaut.

Diese neue Bewegung begann mit der kapitalistischen Organisation. Anstelle der ohnmächtigen Kleinbetriebe erstand der kapitalistische Großbetrieb, worin Tausende von Arbeitern mit eingegliederten Arbeitsmaschinen zu einer einzigen arbeitsteiligen Kooperation, zu einem ungeheuren Gesamtarbeiter von übermenschlichen Kräften und Fähigkeiten vereinigt sind; und auf den verschiedensten Gebieten des Wirtschaftslebens kamen höhere Formen der Arbeitsvergesellschaftung auf, die an Leistungsfähigkeit alles, was die Welt bis dahin gesehen, weit hinter sich zurückließen.

Aber nicht genug damit. In unserer Zeit beginnen die einzelnen Großbetriebe sich zu Organisationen noch höherer Ordnung zu vereinigen, zu Kartellen, Syndikaten, Trusts, Ringen usw., deren Weiterentwicklung im Sinn des energetischen Imperativs (Wilhelm Ostwald) zwar entschieden eine soziologische Notwendigkeit ist, die aber ganze Wirtschaftszweige in Monopole umwandeln müssen. Als Monopole würden sie aber nur Ausbeutungsanstalten sein, vermittels deren einige wenige Geld-

magnaten das gesamte Volk ausplündern könnten. Früher oder später müssen daher alle monopolreifen Betriebe in die Kontrolle und schließlich in die Regie des Staates kommen, falls ihr Nutzen von ihrem Schaden befreit werden soll.

Unterdessen ist aber der Staat mächtig erstarkt, und seine organisatorische Tätigkeit ist bekanntlich in stetem Wachsen begriffen.

Der moderne Staat hat die Münze, das Zoll⸗, Steuer⸗, Forstwesen in eigene Verwaltung genommen, er hat den gesamten Unterricht (Schulzwang) in seine Hand gebracht, dann hat er das Versicherungs⸗wesen im großen Stil organisiert, seit 1883 die Krankenversicherung, 1884 die Unfall⸗, 1890 die Invaliditäts⸗ und Altersversicherung; die Arbeiter⸗versicherungen haben einen solchen Umfang an⸗genommen, daß schon am Schluß des XIX. Jahr⸗hunderts für ihre Zwecke Tag für Tag rund eine Million Mark verwendet wurde. Ferner gründet der moderne Staat öffentliche Sparkassen, Feuer⸗versicherungen, Waisenversorgungen und andere Wohlfahrtseinrichtungen, er schützt Frauen und Kinder vor Ausbeutung, die Arbeiter durch die Einrichtung der Fabrikinspektion vor Unfällen usw., er baut Straßen, Kanäle, Brücken, Waisenhäuser, Irrenanstalten, Kinderheime, Museen, öffentliche Bibliotheken, auf eigener Werft Schiffe, er sorgt für die Beleuchtung und Reinigung der Straßen, für Trambahnen, Gasanstalten, Wasser⸗ und Abfuhr⸗leitungen, in manchen Ländern hat er die Tabak⸗fabrikation, den Alkoholverschleiß monopolisiert, verwaltet die Bergwerke und Salinen in eigener Regie, vor allem aber hat er die größten der Groß⸗

betriebe, die Riesenorganisationen des Transport- und Verkehrswesens, die Posten und Eisenbahnen, das Telegraphen- und Telephonwesen in eigenen Betrieb genommen. Und alle diese Betriebe verwaltet er durch ein Heer von Beamten, deren Menge das Mittelalter in Staunen setzen müßte, und deren Zahl in ständigem Steigen begriffen ist. Von 1882 bis 1895 sind nach der Statistik des Deutschen Reiches 4119 neue Berufsbezeichnungen aufgekommen, von denen nicht weniger als 2079, also über die Hälfte, in die Berufsgruppe der öffentlichen Dienste fallen. 1894 bezifferte sich das Postpersonal allein auf 174398 Personen*).

Aber die organisatorische Bewegung geht nicht nur von oben nach unten, sondern auch in der entgegengesetzten Richtung vor sich. Der gewaltige Ruf von Marx und Engels: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!" ist schließlich zu aller Ohren gedrungen. Alles organisiert sich.

Wir leben schon jetzt in einem Zeitalter der organisierten Gruppenkämpfe; fast keiner kämpft mehr vereinzelt, sondern Schulter an Schulter mit seinesgleichen, solidarisch verbunden mit den Interessengenossen. Auf allen Gebieten sind Gewerkschaften, Genossenschaften, Gesellschaften, Vereine und Verbände aller Art entstanden; alle Gewerbe und Berufe, von den proletarischen bis zu denen der Künstler, der Ärzte, der Hochschullehrer, haben sich zusammengeschlossen. Es gibt Vereine der Landwirte, der Gastwirte, der Privatbeamten, der öffentlichen Beamten, der Trambahner und Eisenbahner, der Schauspieler; Vereine der Mieter, de-

*) Vgl. „Phasen der Kultur".

nen wieder die der Vermieter, der Arbeitnehmer, denen wieder die der Arbeitgeber, Vereine der Maler, denen wieder die ihrer Modelle gegenüberstehen.

Zwischen allen diesen Organisationen ist nun der Kampf ausgebrochen, eine jede ringt um bessere Daseinsbedingungen. Und so häßliche Begleit-erscheinungen dieser Kampf auch mit sich bringen mag (immerhin ist es ja kein blutiger Gewaltkampf, kein Krieg), so läßt sich doch jetzt schon erkennen, daß gerade dieses Ringen zwischen den Organi-sationen zu einer höheren Harmonie führen wird; ja, daß daraus eine höhere Staatsform, ein mäch-tigerer Menschenstaat hervorgehen dürfte. Denn der Kampf gilt der gerechten Lohnverteilung, nach dem Prinzip „Wie die Arbeit, so der Lohn". Während heute viele Bevorzugte gar keine oder nur nomi-nelle Arbeit leisten und trotzdem in Hülle und Fülle leben, müssen die großen Volksschichten sich wie Lasttiere abmühen und sind doch von allen höheren Freuden der Kultur ausgeschlossen. Daher der Kampf zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten, der die Nation in zwei feindliche Lager zerreißt. Da muß denn der Staat notwendig den Grundsatz der Gerechtigkeit durchführen, soll er nicht aus-einandergesprengt werden.

So wird der Staat langsam der Zentralpunkt aller Organisationen werden. Und außerdem muß bei einer Entwicklung, die vom Kleinen ins Große ge-richtet ist, der Staat als das bis jetzt machtvollste aller menschlichen und überhaupt aller irdischen Gebilde und als der reichste von allen Kapitalisten sich immer mehr seiner organbildenden Kräfte be-wußt werden; denn die Zukunft wird neuere und

immer größere Aufgaben mit sich bringen, die nur durch den Riesen Staat gelöst werden können.

Doch beim einzelnen Staat macht der Vorgang der Arbeitsvergesellschaftung und Organisierung nicht Halt; die Arbeitsvergesellschaftung wird immer mehr *international*.

Auch die Staaten sind durch den modernen Verkehr und Handel — durch den „Welthandel“ — in wirtschaftliche Abhängigkeit voneinander geraten. Kein Staat vermag noch durch Eigenproduktion *allen* seinen Bedürfnissen gerecht zu werden. Diese Abhängigkeit hat zwar vorerst zu dem sinnlosen System des Wettrüstens geführt, weil jeder fürchtet, der Nachbar wolle diese Abhängigkeit benützen zum Schaden des Andern.

Doch abgesehen davon, daß das Wettrüsten ein Schulbeispiel der „Orthogenese“ ist, d. h. einer Entwicklung, die an ihrer eigenen konsequent durchgeführten Sinnlosigkeit zugrunde gehen muß, so tritt nun dazu ein anderes Phänomen, das man als *Stratifikation* bezeichnet hat. Die Staaten teilen sich in Schichten, die durch alle Kulturnationen hindurch gehen, und deren Mitglieder untereinander mehr gemeinsame Interessen haben als mit den andern Schichten der eigenen Nation. Es ist offenbar, daß z. B. die Interessengemeinschaft zwischen den deutschen, französischen und englischen Arbeitern größer ist als die zwischen einem deutschen Arbeiter und einem deutschen Agrarier; und der deutsche Agrarier wird selbstverständlich seine Tochter viel eher an einen englischen oder russischen Baron verheiraten als an einen deutschen Arbeiter usw.

Der Einfluß dieser Stratifikation wird sich aber um so mehr bemerkbar machen, je mehr das Klassenbewußtsein bei den einzelnen zunimmt.

So haben sich also eine ganze Reihe von Veränderungen ereignet, durch die die *Struktur der Staaten allmählich* ganz *umgewandelt* und *umgewoben wird* und die Individuen zu höheren organischen Gruppenbildungen vereinigt werden. Diese, für die Soziologie der Leiden so unendlich wichtige Umwandlung hat nichts erstaunliches; sie fügt sich vielmehr vollkommen ein in die Richtungslinie der sozialen und politischen (besser demonomischen) Entwicklung.

Wie wir nämlich in der Geschichte des Staates sehen werden, hat sich das gesellschaftliche Organisationsprinzip seit den ersten Anfängen der Kultur bereits dreimal völlig umgewandelt. Es folgten nämlich aufeinander (nach der vorwiegenden Form bezeichnet):

1. die *verwandtschaftliche*,
2. die *herrschaftliche*,
3. die *landschaftliche* Epoche; die gegenwärtige kann als
4. die *genossenschaftliche* bezeichnet werden, und diese zeigt jetzt schon die Keime und Ansätze, die darauf schließen lassen, daß die nächste (nicht letzte) Zukunftsform
5. eine vorwiegend *staatssozialistische* sein wird.

Nachdem die herrschaftliche und landschaftliche Epoche, die einen vorwiegend individualistischen Charakter trugen, abgelaufen sind, sind wir gegenwärtig in eine (vorwiegend) genossenschaftliche

Epoche geraten, und es treten immer mehr Erscheinungen zutage, die auf zunehmenden Sozialismus (oder wohl besser Sozialindividualismus) hindeuten.

Diese Entwicklungstendenz läßt sich bei allen fortgeschrittenen Kulturnationen deutlich erkennen. So läuft z. B. sogar England, das bis vor kurzem das Manchesterland par excellence war, jetzt mit vollen Segeln dem Staatssozialismus zu, und einzelne seiner großen Kolonien, wie Australien, Neuseeland, sind ihm darin weit vorangegangen. Ebenso ist in Deutschland, Frankreich, in allen zivilisierten Ländern die Tätigkeit des Staates in rapidem Wachstum begriffen. Eine Unzahl Funktionen, die früher die Familie oder Privatpersonen oder Privatgesellschaften inne hatten, werden ihr jetzt vom Staat und von der Gemeinde abgenommen. Denn die größten und gewaltigsten Aufgaben, um es nochmals zu betonen, kann nur der Riese Staat auf sich nehmen; wir dürfen also erwarten, daß aus den erwähnten Kämpfen einst der „wohlgeordnete Staat", die wohlorganisierte Gesellschaft hervorgehen wird, als eine ungeheure, die ganze Erde umspannende Macht, als eine universale Wohlfahrtsanstalt, die in der Tat geeignet sein wird, den Kampf gegen die menschlichen Übel und Leiden in einer Weise aufzunehmen, von der wir uns heute wahrscheinlich noch keinen Begriff machen können.

Allerdings wird gerade diese Entwicklung von Vielen auch beklagt und für unheilvoll angesehen. Sie glauben, daß durch eine solche Organisation die Selbständigkeit der Person aufgehoben werden müsse, und daß ein sozialisierter Staat nichts an=

deres bieten könne als ein ödes, kommunistisches Kasernenleben, das von einer allmächtigen Bureaukratie regiert werde. Zu ganz anderen Vermutungen kommen wir, wenn wir mit Verständnis die Richtungslinien der Entwicklung betrachten. Wir erkennen dann, daß das Eigentum immer antikommunistischer, individualistischer wird, d. h. immer mehr bloß den Lohn für die Arbeit des Individuums darstellt; daß der Bureaukratismus bereits heut zu veralten beginnt; daß die kommende Epoche wahrscheinlich einen außerordentlichen Reichtum an staatlichen, gemeindlichen, genossenschaftlichen und auch privatwirtschaftlichen Betriebsformen aufweisen wird, und daß die rationelle Vergesellschaftung der Produktion und die gerechte Verteilung der Güter gerade die wahre Grundlage der individuellen Freiheit ist.

(Die Aufgaben) Doch können wir hier in einer allgemeinen Leidenslehre diese gewaltigen Probleme nicht ins einzelne verfolgen; wir müssen uns begnügen, im allgemeinen auf die Richtung der Kulturbewegung hinzuweisen, das Nähere wird den „Entwicklungsstufen der Menschheit" vorbehalten bleiben. Wie aber auch die zukünftige Entwicklung des Staates und des menschlichen Zusammenwirkens sich gestalten mag, auf alle Fälle werden sich dem Fortschritt große Widerstände entgegenstellen die wir um so schärfer ins Auge fassen müssen als Widerstände in unserer Auffassung so viel wie „Aufgaben" zu bedeuten haben.

Wie wir schon früher sagten, gibt es so viele soziologische Probleme, als es Leiden gibt: jedes menschliche Leiden ist ein soziologisches Problem.

Und da die Zahl der Leiden ungemein groß ist, so ist es auch die Zahl der soziologischen Probleme. Aber diese Probleme oder Aufgaben sind aufs innigste miteinander verwachsen, und zwar derart, daß die einen von den andern abhängen, daß die einen mit den andern stehen und fallen. Daraus folgt, daß es Hauptaufgaben und Nebenaufgaben gibt. Die letzteren werden in der speziellen Leidenslehre zu behandeln sein, die Hauptaufgaben müssen aber schon hier kurz skizziert werden.

Wie nämlich gerade in der speziellen Leidenslehre gezeigt werden wird, kommen bei der (soziologischen) Lösung der einzelnen Konflikte immer und immer wieder vier Hauptursachen in Betracht, nämlich Fehler und Mängel:

1. der Zuchtwahl,
2. der Erziehung,
3. der Güterverteilung und
4. der internationalen Organisation.

In der Tat, es leuchtet ja auf den ersten Blick ein: Wenn durch Zuchtwahl nur gesunde und kraftvolle Menschen geboren werden, wenn diese „wohlgeborenen Menschen“ durch eine edle Erziehung zur Sittlichkeit und Brüderlichkeit herangebildet und mit den wichtigsten Kenntnissen für das Leben ausgestattet werden, wenn ferner ein jeder dieser gesunden und wohlerzogenen Bürger durch eine gerechte Güterverteilung in der Lage ist, sich durch Arbeit ein menschenwürdiges und kulturgemäßes Leben zu zimmern, und wenn schließlich die Völker derart organisiert sind, daß sie nicht wie wilde Tiere sich bekämpfen, sondern nach dem schönen Wort Marc Aurels wie

die Einwohner eines einzigen Staates einander gegen=seitig zu helfen und zu nützen suchen, so ist klar, daß unter diesen Bedingungen die Leiden und Übel des menschlichen Lebens auf ein Mindestmaß zurückgedrängt werden könnten. — Aber ebenso klar ist es auch, daß der Lösung dieser Grundpro=bleme ungeheure Widerstände entgegenstehen, deren Überwindung um so größere Energie erfordert, als sie alle miteinander aufs zäheste zusammenhängen und daher nur im Zusammenhang und Schritt für Schritt niedergerungen werden können.

Betrachten wir zuerst die Zuchtwahl, so be=steht die Aufgabe darin, daß nur gesunde und kräftige Menschen sich fortpflanzen sollten, wäh=rend alle erblich Belasteten sich der Fortpflanzung zu enthalten hätten. So einfach sich dieser geneo=nomische Imperativ anhört, so schwierig ist es, ihm Geltung zu verschaffen. Denn auf der Kulturstufe, auf der wir gegenwärtig noch stehen, ist unsere ganze Familienverfassung nicht auf die Qualität sondern auf die Quantität der Fortpflan=zung eingestellt. Hier bedarf es also einer voll=kommenen Umwandlung unserer geneonomischen Zustände, einer umwälzenden „Sexualreform", durch die dann auch eine Unsumme von Sexual= und Familienkonflikten (von denen unser gegen=wärtiges Leben geradezu überfließt) aus der Welt geschafft werden können. Für eine grundlegende Sexualreform ist aber unser Volk geistig und sitt=lich nicht reif, es muß dazu Schritt für Schritt erst erzogen werden.

Im Verein mit einer richtigen Zuchtwahl wäre eine richtige Erziehung geradezu allmächtig. Wenn

es möglich wäre, wohlgeborene Menschen zu vollkommen gesitteter Denkweise und höherer Intelligenz zu erziehen, wären die sozialen Probleme ohne alles weitere in wenigen Generationen gelöst. Aber auf dem Punkt der Entwicklung, auf dem wir gegenwärtig stehen, ist es ebenso unmöglich, eine hohe Erziehung durchzuführen, als eine auch nur einigermaßen befriedigende Zuchtwahl. Denn eine solche Erziehung erfordert außerordentlich große pekuniäre Mittel, und diese Mittel können unsere „Kultur"staaten schon deshalb nicht aufbringen, weil sie sich bekämpfen und durch Wettrüsten alle jene Energie vergeuden, die für die Hebung der Erziehung so sehr notwendig wäre.

Einer internationalen Organisation stellen sich nun aber ebenfalls wieder große Widerstände entgegen. Erstens stehen die einzelnen Völker der Erde auf sehr verschiedener Entwicklungshöhe, zum Teil sind sie also für eine überstaatliche Organisierung noch gar nicht reif. Zweitens sind die am höchsten gestiegenen Völker gegeneinander verfeindet und voll Haß; und drittens hängt das internationale Problem so eng und fest mit dem intranationalen, mit dem sog. sozialen Problem zusammen, daß beide Probleme nur im Verein miteinander gelöst werden können.

Das soziale Problem setzt sich aus einer ungemein großen Anzahl von Teilproblemen zusammen und besteht bekanntlich im wesentlichen darin, daß es in jedem Staat zwei Klassen gibt, von denen die eine, die Oberklasse, ein größeres, die andere, die Unterklasse, ein kleineres Einkommen bezieht, als ihrer persönlichen Arbeit entsprechen würde. Eine

gerechte Güterverteilung würde verlangen, daß so wie die Arbeit auch der Lohn sei; und dies Problem könnte, wie die Theorie gezeigt hat, durch Bodenreform und durch Erbrechtsreform, wenn auch zwar nicht restlos, so doch zum allergrößten Teile, gelöst werden. Dem aber widersetzt sich selbstverständlich die bevorrechtete Oberklasse mit allen Mitteln ihrer nicht geringen Macht. Und ein Hauptmittel ist es, daß sie ihre Unterklasse gegen die der andern Nationen chauvinistisch aufreizt, um sie so „abzuleiten" und um über eine möglichst große Gewaltmacht zu verfügen, die sie jeden Augenblick gegen den innern Feind gebrauchen kann. Daher hat sich überall die Reaktion, teils bewußt, teils instinktiv einen angeblich patriotischen, in Wirklichkeit aber sehr egoistischen Deckmantel übergeworfen; und zwar gerade in der Gegenwart mit einem erstaunlich großen Erfolg. Jedenfalls wird durch die internationale Anarchie die Lösung des sozialen Problems hingehalten und sogar unmöglich gemacht und ebenso umgekehrt. — Um aus diesem fehlerhaften Zirkel herauszukommen, wird es sich vor allem darum handeln, den Punkt zu finden, an dem der Zirkel gebrochen werden kann.

Nun hat schon Kant den Ausspruch getan:

> „Das Problem der Errichtung einer vollkommenen bürgerlichen Verfassung ist von dem Problem eines gesetzmäßigen äußeren Staatenverhältnisses abhängig und kann ohne das letztere nicht gelöst werden."

Und in der Tat, so wenig ein Mensch unter feindlichen Nachbarn, oder ein Fisch in einem ver-

gifteten Wasser gedeihen kann, so wenig kann ein moderner Staat seinen inneren Kulturaufgaben gerecht werden, solange er rings umgeben ist von Völkern, die in Waffen starren und er sich selbst daher ebenfalls in einen eisernen Panzer hüllen muß, der ihn erdrückt. Die „Veruneinigten Staaten" Europas sind leider in dieser Lage, sie leben in einem Zustand der Feindschaft und der Anarchie, der nur zu sehr an die Zustände der griechischen Staaten vor dem Peloponnesischen Krieg erinnert und die dann dazu führten, daß sich diese so hoch-gestiegenen Staaten so lange bekriegten und zer-fleischten, bis sie für die Fremdherrschaft und den Untergang reif geworden waren. — Sehr treffend sagte daher Professor Brentano*):

> „Ein neuer Krieg würde eine neue Hege-monie des Militarismus in Europa bedeuten. Das ist der Punkt, den alle denkenden Leute nicht aus dem Auge verlieren sollten. Dieser Militarismus untergräbt unsere Zivilisation. Die Ideale, für die wir jahrhundertelang kämpften, gehen zum Teufel. Ein neuer Krieg über Elsaß-Lothringen, und wir würden einen neuen Aus-bruch der Barbarei erleben. Der Mittelpunkt der Kultur und Zivilisation würde nach den Vereinigten Staaten verrückt und Rußland würde Europa beherrschen."

Tatsächlich ist die menschliche Vernunft noch zu schwach, um diesen Wirrwarr überwinden zu können; darüber dürfen wir uns keiner Illusion hingeben. Was aber der Vernunft nicht gelingen will, das

*) Nach den Münchner Neuesten Nachrichten vom 25. 1. 1914. Nr. 45.

scheint jetzt — mit wehmütiger Freude müssen wir dies beobachten — durch die Unvernunft vollbracht zu werden: nämlich durch die Unvernunft des Wettrüstens. Durch das Wettrüsten wird ja der Zweck, der damit angestrebt wird, nämlich die relative militärische Stärke (auf die es ja allein ankommt) zu verschieben, in keiner Weise erreicht. Wenn alle Staaten zugleich ihre Rüstungen vermehren, so bleibt natürlich das Stärkeverhältnis das alte; und tatsächlich hat sich ja auch die relative Wehrkraft zwischen dem Dreibund und dem Dreiverband nicht geändert, trotzdem Milliarden dafür vergeudet worden sind. Aber Etwas hat sich allerdings geändert: der Steuerdruck ist enorm angewachsen und damit die Lebensmittelverteuerung und der schlechte Gang der Geschäfte. Jedermann sieht ein, daß es „so nicht weiter gehen kann". Aber die Ansicht, daß uns ein Krieg aus dieser falschen Lage erretten wird, ist ganz unrichtig. Denn da kein Großstaat einen andern vernichten oder sich einverleiben oder auch nur auf die Dauer beherrschen kann, so würde offenbar gleich nach dem Kriege — gerade wie im Jahr 1871 — das Wettrüsten mit erneuter Heftigkeit einsetzen.

Als einziges Rettungsmittel bleibt nur die „Internationale Verständigung", durch die die chauvinistische Springflut, die Europa seit dem 70er Krieg überflutet, rückläufig gemacht werden kann. Und daß die Völker Europas sich mit wachsender Kraft nach einer solchen Verständigung sehnen, dafür sorgt eben das Wettrüsten, weil es die Lebensbedingungen ins Ungemessene erschwert und den Bürger an seinem allerempfindlichsten Punkte trifft,

nämlich an seinem Vermögen, an seinem Geldbeutel. — Früher oder später muß also bei Strafe des Niedergangs der europäischen Staaten ein *Wendepunkt* eintreten.

Die internationale Verständigung der mittel- und westeuropäischen Völker scheint mir daher das *erste und nächste Problem der gesamten soziologischen Pathologie* darzustellen. —

Sobald wir dann aus der augenblicklichen kulturfeindlichen Kasernenatmosphäre wieder in die gute Richtungslinie des Kulturfortschritts hineingelangt sind, dann wird man die großen Kulturprobleme: die Erbrechts-, Erziehungs-, Boden- und Wohnungsreform usw. in Angriff nehmen, und man wird den Kampf gegen Krankheit, Armut, Unbildung, Rohheit und Verbrechen mit ganz andern, materiellen und geistigen Waffen führen können, als es jetzt der Fall ist.

Unterdessen aber wird es sich darum handeln, die Gesinnung der Menschen umzuwandeln, zu veredeln. Allerdings haben ethische Imperative, Moralpredigten, wie dies schon öfters betont wurde, keine große Wirkung. Aufklärung aber, die die *Interessen* betrifft, sind von bedeutendem Erfolg. Und da bei den jetzt nötigen Reformen die weitaus überwiegende Mehrzahl des Volks entlastet würde, so müßte man geradezu an dem gesunden Menschenverstande verzweifeln, wenn man annehmen wollte, daß eine derartige Aufklärung des Volkes nicht von Nutzen wäre.

Allerdings werden sich allen diesen Arbeiten ungeheure *Widerstände* entgegenstellen. Aber diese Widerstände sind keineswegs unüberwindlich, wenn

sie Stück für Stück abgetragen werden. Man muß sich nur bei allen großen soziologischen Problemen ebenso fern halten von kleinlichem Pessimismus wie von leichtsinnigem Optimismus. So glauben z. B. manche, daß es „Kriege immer geben müsse", andere meinen, daß der Krieg in kurzer Zeit durch etwas guten Willen aus der Welt geschafft werden könnte. Die eine Meinung ist ebenso oberflächlich wie die andere; vielmehr handelt es sich um geduldige, schrittweise, soziologisch erleuchtete Arbeit. Es ist ein Gesetz der Widerstände, daß sie gerade bei der Überwindung neue Widerstände hervorbringen. Daher wollen wir uns ein gutes Wort von Spencer ins Gedächtnis zurückrufen. Er sagt:

> „Ehe in der menschlichen Natur und in menschlichen Einrichtungen Veränderungen entstehen können, die jene Dauer besitzen, die sie zu einem fest errungenen Erbteil des Menschengeschlechts macht, müssen zahllose Wiederholungen der zu solchen Veränderungen führenden Gedanken, Gefühle und Handlungen vor sich gehen. Dieser Vorgang kann nicht überstürzt werden und muß mit gebührender Geduld durchgemacht werden. Für den Fanatiker ist zwar eine gewisse überschwengliche Erwartung als Stachel erforderlich, der Mensch von höherem Typus muß sich jedoch, während er mit unverminderter Anstrengung ausdauert, mit bedeutend ermäßigten Erwartungen begnügen. Er muß erkennen, wie vergleichsweise wenig getan werden kann und muß es doch der Mühe wert halten, das Wenige zu tun und

so menschenliebende Energie mit philosophischer Ruhe verbinden."

Das ist in der Tat die Methode, die uns zu unserem Ziele bringen kann: Arbeit ohne Überschwang, zähe Geduld, unbeirrbare Energie, die vor keiner Kleinarbeit zurückschreckt, und vor allem soziologische Einsicht, das sind die menschlichen Mittel, die den „wohlgeordneten Staat", die Civitas humana auf Erden langsam heraufzuführen geeignet sind. —

Wenn wir den Weg überblicken, den die Kultur — von der schweifenden Horde bis zum modernen Großstaat und Welthandel — schon zurückgelegt hat, so müssen uns die Probleme, die wir jetzt zu lösen haben, klein erscheinen gegenüber den Riesenaufgaben, die die Menschheit tatsächlich schon überwunden hat.

Siebzehntes Kapitel

Die Gegenwart

> „Je mehr die Spezialisierung und Mechanisierung der Arbeit fortschreitet, desto mehr erfordert der Beruf unsere Aufmerksamkeit und momentane Hingabe, desto weniger aber beansprucht er den tiefern Menschenwert. Der gehört den Menschen, die wir lieben, und der Gesamtkultur des Volks, wie der Menschheit."
>
> L. v. Wiese

Wir haben nun unser Ziel ins Auge gefaßt und versucht, uns eine Vorstellung von dem Wege zu machen, der zu diesem Ziele führt. Nun wird aber der Mensch der Gegenwart einwenden: Dies Ziel ist für mich nichts als eine Utopie, zum mindesten ein in weiter Ferne liegendes Zukunftsbild, das mir gegenwärtig gar nichts nützt. Weit mehr würde es mich interessieren zu erfahren, wie ich mich, und zwar jetzt schon, in der Gegenwart, gegen das Leiden schützen kann. — Ja, man wird vielleicht noch weiter gehen und sagen: daß die Ideen der reinen Soziologie weltfremd sind, daß sie dem gegenwärtigen alltäglichen Leben so fern stehen, daß sie kaum einen Einfluß darauf gewinnen können.

Aber die reine Wissenschaft (die reine Theorie ist) soll ja eben das alltägliche Leben aus seiner Geistlosigkeit herausführen, soll es steigern und heben; sie soll aber nicht vom gemeinen Dasein in die Stumpfheit hinabgezogen werden. Die reine Wissenschaft soll das Leben durchleuchten und klären, nicht vom Leben getrübt und beschmutzt

werden. Wie fern stehen z. B. dem praktischen Leben die Lehren der reinen Mathematik, der Algebra, der Analysis, der Infinitesimalrechnung; und doch konnte diese weltfremde Mathematik, als sie sich in der Technik inkarnierte, unser Leben von Grund aus umwandeln.

Ebenso kann die Erkenntnis eines auch noch so fernen Ziels, ja eines unerreichbaren Ideals schon jetzt für das praktische Leben von dem größten Nutzen sein. Denn ein solches Ziel ist uns auf dem unsichern und stürmischen Meer des Lebens ein Kompaß, der uns die Richtung angibt, die wir in jedem Augenblick unserer Reise einzuhalten haben und der uns jede Verirrung zum Bewußtsein bringt. Ohne Ziel sind wir nur blinde Maulwürfe, die unter der Erde wühlen, planlose Froner des Alltags, deren tausendfältiges Stundenwerk sich niemals zu einem Jahreswerk zusammensetzt. —

Zugleich aber sind mit der Erkenntnis eines vernünftigen Lebensideals jene theologischen und metaphysischen Mauern gefallen, die den einzelnen bisher ringsum so einengten, daß er nur den Blick nach oben wenden konnte und das Stückchen blauen Himmels über sich als den einzigen Punkt seiner Hoffnungen betrachten mußte. Diese beengenden Mauern sind umgeworfen, der einzelne hat freie Bahn bekommen auf der Erde, auf dem tatsächlichen und nicht bloß fingierten Schauplatz seiner wirklichen Tätigkeit. Die Illusionen sind verflogen; die Wissenschaft hat sie uns geraubt, dafür aber ein Ideal geschenkt, das jeden, der es begriffen hat, mit hoher Befriedigung und froher Begeisterung erfüllt und es ihm ermöglicht, dem un-

säglich kleinlichen Treiben dieser Zeit zu entrinnen und ein größeres und edleres Leben zu leben . . .

Doch anderseits ist auch die Frage, wie wir gegenwärtig schon gegen die Leiden und Übel uns wehren können, natürlich vollberechtigt, und wir müssen diese Frage mit aller Nüchternheit in Erwägung ziehen. Nun ist ja die Gegenwart die vollkommen stetige Fortsetzung der Vergangenheit, und wir werden daher zunächst zu prüfen haben, welche Mittel der vergangenen Zeiten wir auch fernerhin noch mit Nutzen verwenden können. —

Wenn wir nun so unser Auge über die Vergangenheit hinschweifen lassen, so bleibt unser Blick zunächst haften an einer der edelsten Philosophien des Altertums, an der Lehre der Stoiker. Das Unvermeidliche heldenhaft, ohne Jammer und Klagen zu ertragen, dem drohenden Unheil ohne Angst und mit unerschütterlichem Gleichmut entgegensehen, das ist in der Tat die eines Edelmenschen würdige Haltung; aber nur dem absolut *unvermeidlichen* Leiden gegenüber. Solche Leiden aber, gegen die sich durchaus nichts tun läßt, sind, wenn sie überhaupt vorkommen, höchst seltene Ausnahmen. Denn den mit jener Lehre verbundenen Quietismus müssen wir wie eine alte, welk und schlaff gewordene Schlangenhaut von uns abstreifen.

Und dasselbe gilt natürlich von jenen z. T. noch ältern Mitteln, die der Mensch früher als Talisman gegen das Unglück gebrauchte: das nutzlose Klagen, das Beten, Opfern und Beschwören, die Resignation, das Hände in den Schoß legen, das bloß humorvolle Lächeln oder gar das Lobpreisen des Un-

glücks; alle diese Quietiva und Narkotika, die früher so viel nützliche Energie einlullten, müssen wir uns, wie geheilte Alkoholiker oder Morphinisten, entziehen lernen und jedes Leiden vielmehr empfinden als eine Anstachelung zu tatkräftigem planvollem Handeln.

(*Selbsthilfe*) Aber alle jene Beruhigungsmittel, wird man sagen, waren doch stets nur nebensächliche Trostbehelfe; die Hauptsache war stets und wird auch stets bleiben die *individuelle Selbsthilfe*. Schon jedem Tier hat die Natur den Selbsterhaltungsinstinkt mitgegeben und den ontologischen Imperativ „Hilf dir selbst“ organisch eingepflanzt. Beim Menschen kommt zu diesem Instinkt noch ein hochentwickelter Intellekt, der es ermöglicht, weiter zu sehen als der bloße Instinkt, indem er die späteren Folgen einer Handlung in Erwägung zieht und so das instinktive Handeln zur vorsichtigen, die Zukunft berechnenden Willenshandlung macht.

Ohne Selbsthilfe wäre jeder einzelne und jedes Volk verloren. Wenn ein jeder, statt vor allem für sich selbst zu sorgen, sich auf den Staat verlassen wollte, so wäre alle Lebenskraft vernichtet, Stillstand und Tod wäre die unausweichliche Folge. Es ist ja selbstverständlich, daß die soziale Hilfe niemals die individuelle wird ersetzen können; aber ebenso gewiß ist es umgekehrt, daß mit der individuellen Hilfe allein ein wirkungsvoller erfolgreicher Kampf gegen die Übel und Leiden niemals wird geführt werden können. *Der soziale Aktivismus ist eben dem individualen Aktivismus an Macht ebensosehr überlegen, wie die Gesellschaft dem Individuum überlegen ist.*

Da die *soziale* Arbeit, wie wir schon öfter be-
tonten, die Hauptwaffe gegen alle Übel und Leiden
ist, und dieser Satz wiederum die Kern- und die
Grundwahrheit der ganzen soziologischen Patho-
logie bildet, so wollen wir die beiden Kampfweisen,
d. h. also die Selbsthilfe und das soziale Mittel,
hier nochmals scharf gegeneinander stellen und ihre
Wirkungsweise uns vergegenwärtigen.

Wie wenig der Unterschied dieser beiden Kampfes-
weisen noch verstanden wird, kam mir so recht
klar zum Bewußtsein gelegentlich eines Vortrags,
den *Helene Stöcker* über Sexualreform in der
Freien Studentenschaft in München gehalten hat.
Die Rednerin setzte u. a. auseinander, daß nach
der Statistik von den in fortpflanzungsfähigem
Alter Befindlichen etwa 45 % nicht verheiratet sind,
daß also beinahe die Hälfte aller geschlechtsreifen
Einwohner nicht in der Lage ist, ihrem Liebes-
bedürfnis in legaler Form Genüge zu leisten und
daß infolge davon sich ein ganzes Heer von Übeln
und Leiden eingestellt hat: Geschlechtskrankheiten,
geheime Laster, Prostitution, uneheliche Schwänge-
rungen usw. Sie legte dann dar, daß diese Miß-
stände durch „Sexualreform", d. h. also durch das
soziale Mittel beseitigt werden müßten. Von
den Studenten, die nun als Diskussionsredner auf-
traten, hatten nur zwei — und diese zwei waren
soziologisch vorgebildet — diesen Gedanken be-
griffen. Alle andern wußten damit nichts anzu-
fangen; sie wollten wissen, wie sie sich für ihre
Person verhalten sollten. Sie plädierten daher teils
einfach für absolute Abstinenz, oder für frühe Ver-
lobung, oder für ein festes Verhältnis usw., ohne

zu bemerken, daß dadurch der Mißstand nicht im
geringsten behoben wird, daß im nächsten Jahre
genau dieselbe statistische Zahl von *fünfundvierzig
Prozent* der geschlechtsreifen Unverheirateten
wieder erscheinen wird, mit allen Folgeerscheinungen.
Es war ihnen nicht klar, daß die statistische Zahl
(d. h. die Summe der Leiden) sich erst dann ver-
ringern wird, wenn die *Ursachen* angegriffen wer-
den, wenn die sozialen Zustände, aus denen jene
Zahl organisch hervorwächst, geändert werden, also
durch „Sexualreform", m. a. W. durch eine Ver-
besserung unserer geschlechtlichen Sitten, durch eine
Anpassung des ehelichen und familialen Rechts an
unsere gegenwärtigen Lebens- und Wirtschafts-
bedingungen. Das ist das *soziale* Mittel und die
alleinige wirkliche Abhilfe.

Nun kann aber auch derjenige, der den Wir-
kungskreis des sozialen Mittels und des individualen
Mittels begriffen hat, immer noch auf halbem Wege
stehen bleiben, indem er ein falsches soziales Mittel
für richtig hält, je nachdem er einer Lieblingsidee,
einem persönlichen Wunsch oder einer vereinzelten
Erfahrung, die ihm einen übergroßen Eindruck ge-
macht hat, einen allzu starken Einfluß auf sein so-
ziologisches Denken verstattet. Daher kommt es
denn, daß von den Sexualreformern die verschie-
densten Ehe- und Geschlechtsreformen angepriesen
werden, indem sie irgendeiner willkürlich erson-
nenen Utopie nachjagen, weil sie sich nicht Rechen-
schaft davon geben, was soziologisch möglich ist
und was nicht.

So preisen die einen die Rückkehr zur Mutter-
familie, die bekanntlich zur Zeit des primitiven

Ackerbaus und der ersten Seßhaftigkeit geherrscht hat, als das richtige an; andere gehen auf das Lykurgische Staatsideal zurück, wieder andere träumen von der freien Liebe oder der Promiskuität der Urzeit usw. usw. Und das einzig merkwürdige, was sich bei allen solchen sozialen Reformern zeigt, ist die große Schwäche der menschlichen Phantasie, die nichts Neues, nichts Zukünftiges ersinnen kann, sondern ihre Zukunftsbilder fast immer aus der — Vergangenheit kopiert, so daß man von vielen Reformern, die vom besten Willen beseelt sind, sagen muß, daß sie Rückwärtsreformer sind*).

Ganz andere Mittel zu Reformvorschlägen, zum Ausleuchten in die Zukunft hinaus, zur Potenzierung unserer Kombinationskraft gibt uns nun die Soziologie an die Hand und vor allem die phaseologische Methode. Vom Standpunkt der Soziologie aus ist das soziale Geschehen zu vergleichen einer ungeheuren Maschinerie, und wer blindlings in die sausenden Räder hineingreift, der wird erfaßt und verstümmelt oder einfach hinweggeschleudert. Im besten Fall ist sein Besserungsversuch ebenso wirkungslos wie der eines Stümpers, der einen Kranken behandeln will, ohne von der Anatomie oder Physiologie eine Ahnung zu haben. Denn die menschliche Gesellschaft hat ebenso wie eine Maschine oder ein menschlicher Organismus ihre besondere Struktur, — und zwar eine höchst verwickelte Struktur, und ihre Entwicklung wird

*) Ein Musterbeispiel eines solchen „radikalen Reaktionärs“ oder „reaktionären Revolutionärs“ war z. B. Friedrich Nietzsche (vgl. „Der Sinn des Lebens“, 20. Kapitel).

beherrscht von Gesetzmäßigkeiten, die erst erkannt sein müssen, bevor man den Versuch machen kann, ihren Lauf zu beeinflussen. Der Kulturbeherrschung liegt ja, wie wir schon früher sahen, das soziologische Wissen zugrunde.

Wenden wir diese Betrachtungen auf unser Beispiel, auf die Sexualreform an, so müssen wir offenbar die sämtlichen Richtungslinien der Entwicklung kennen und sie für das Problem in Betracht ziehen, so also z. B. vor allem die Richtungslinie der wirtschaftlichen Entwicklung, die überall in erster Linie in Betracht kommt; dann die Richtungslinien der Frauendifferenzierung, des Geschlechtsverhältnisses, der Familienzersetzung, der Kinderaufzucht, der wachsenden Staatstätigkeit usw. usw., und dann erst, wenn wir die Richtung der ganzen Bewegung begriffen haben, können wir es wagen, das ganze Problem anzufassen. Da wir jedoch schon andernorts*) die Phasenmethode für das Problem der Sexualreform fruchtbar zu machen versucht haben, wollen wir hier nicht weiter darauf eingehen.

Und wie mit der Sexualreform, so ist es mit allen sozialen Problemen. Überall, wo eine Reform mit Aussicht auf Erfolg durchgeführt werden soll, müssen die Richtungslinien, die Entwicklungstendenzen bekannt sein, wenn die Reform nicht aufs Geratewohl (d. h. indem man zufällig die Richtung trifft) gelingen soll.

(Sozialaristokratie) Doch mit der Erkenntnis

*) Vgl. „Die Familie“ S. 277.

der Richtungslinien und der soziologischen Tendenzen ist natürlich nur eine Vorarbeit zur Kulturbeherrschung getan; die richtige Arbeit beginnt nun erst. Das tote Wissen, das nur eine Art potentieller Energie ist, muß in lebende Energie umgesetzt werden.

Dazu bedürfen wir der Führer, der Organisatoren. Es liegt ja auf der Hand: organische Arbeit, die durch das zielbewußte Zusammenwirken einer großen Anzahl von Arbeitern getan werden muß, ist ohne einheitliche Leitung undenkbar. — Hier stoßen wir nun auf eine bedeutsame Erscheinung des modernen Lebens, auf die moderne Sozialaristokratie, die jedoch noch zu neu ist, um gebührend gewürdigt worden zu sein. — Um diese moderne Sozialaristokratie zu verstehen, die jetzt immer mehr die Leitung der Völker und die Förderung des Kulturfortschrittes übernimmt, müssen wir sie in Vergleich bringen einerseits mit der alten Aristokratie und andererseits mit dem Durchschnittsbürgertum unserer Tage.

Die moderne Sozialaristokratie unterscheidet sich von der alten Feudalaristokratie ungefähr in folgenden Punkten:

1. Die alte Aristokratie wurde gebildet durch Menschen, die der Wille des Herrschers zu Aristokraten schuf, und zwar oft aus Gründen, die mehr seinem Interesse als der Person des Erwählten entsprachen; die Sozialaristokratie dagegen rekrutiert sich ausschließlich aus Menschen, die durch ihren eigenen natürlichen Adel, d. h. durch ihre Anlage, ihre Leistungen und ihren ethischen Willen dazu berufen sind.

2. Die alte Aristokratie beruhte auf dem Prinzip der absoluten Erblichkeit, d. h. physiologisch gesprochen, auf dem Gedanken der absoluten „*Vererbung hervorragender Eigenschaften*“. Früher hatte man noch keine Ahnung von der Vermischung der Chromosomen, die alle möglichen Varianten ergeben kann, und von den Statistiken der Eugeniker, die uns lehrten, daß sich in einer Familie hervorragende Eigenschaften fast niemals über die fünfte Generation hinaus vererben, daß sie vielmehr nach wenigen Generationen immer wieder verschwinden. So enthielt denn die alte Aristokratie eine Unzahl von Minderwertigkeiten, die bloß auf das Recht ihrer Geburt und auf die oft recht fraglichen Verdienste ihrer Väter pochend, die hervorragendsten Führerstellen im Staat beanspruchten und so dem von ihnen „geleiteten“ Volk unendlichen Schaden antaten.

Die moderne Sozialaristokratie beruht nicht auf der Familie und ihren vererbbaren Privilegien, sondern ausschließlich auf der Persönlichkeit, auf der Tüchtigkeit, dem ethischen Willen und den Verdiensten des Individuums, und der Führer wird nicht durch den Zufall der Geburt, sondern durch die Wahl der Organisierten an die richtige Stelle gebracht. Die Auslese der Führer ist aus der „familialen“ in die *weit überlegene* „individuale“ übergegangen.

Ferner: Die alte Feudalaristokratie war exklusiv, sie wehrte sich gegen den Zuzug neuer frischer Kräfte. So entartete sie immer mehr zu einer Kaste, die sehr bald ihre Macht für ihre Privatinteressen ausnützte, sich an ihre Vorrechte klam=

merte, den Aufgaben der Zeit „konservativ", d. h. verständnislos gegenüberstand, die Geschäfte des Staates aber um so schlechter führte, als sie sich von Hochmut und Dünkel aufblähen ließ. — Die moderne Sozialaristokratie ist dagegen nicht exklusiv, sie steht jeder Persönlichkeit offen, die den Willen hat, dem Ganzen uneigennützig zu dienen. Und sie verachtet den Hochmut, der ja doch fast stets auf der Beschränktheit beruht.

Zur modernen Sozialaristokratie hat jeder, der sich dazu als Charakter und als Persönlichkeit eignet und dem das Leben des bloßen Erwerbsbürgers oder des sozialen Parasiten nicht genügt, Zutritt. Ja, das Ideal wäre, daß das ganze Volk aus solchen Aristokraten bestünde. Da aber die Veranlagungen verschieden sind, so sind es immer nur die Begabtesten, die sich zur Führerschaft eignen. Der normale, nützliche und gute Bürger kann weder über die nötigen Eigenschaften noch das erforderliche Wissen verfügen; es fehlt ihm teils die Anlage, teils die Zeit, teils auch der Wille, sich für einen so hohen Dienst auszubilden. Es muß daher eine Aristokratie geben, die dem Fortschritt die Wege bahnt, und deren Mitglieder zugleich den vorbildlichen Zukunftstypus des (spätern) Normalbürgers darstellen. Indem dann aus diesem sich wieder eine Führerschaft abhebt und die nächste höhere Stufe erklimmt, wird der geistige Boden, auf dem das ganze Volk schafft und lebt, fortwährend gehoben.

Noch klarer wird uns die Stellung werden, die die Sozialaristokratie im Leben einnimmt, wenn wir

sie mit dem Erwerbsbürgertum in Gegensatz bringen. Das Erwerbsbürgertum stammt gerade aus jenen Zeiten des Absolutismus und der Adelsherrschaft her, in der die alte Aristokratie an der Spitze stand. Während bei unsern Vorfahren, den alten Germanen, jeder Vollfreie zugleich an allen Angelegenheiten seines Volks Anteil nahm, hatte sich in jener Zeit eine verderbliche Arbeitsteilung zwischen der herrschenden Kaste und dem beherrschten Volk ausgebildet.

Die herrschende Minderzahl nahm allein für sich alle staatlichen Ämter und Geschäfte in Anspruch, in Erbpacht; der Bürger hatte zu schweigen, zu gehorchen und Steuern zu zahlen. Es blieb ihm daher nichts anderes übrig, als das Volksganze, dem er angehörte, aus seinem Interessenkreis auszuschalten und nur noch seinen Familieninteressen oder mit andern Worten: ausschließlich seinem Erwerb, seinem Geschäft zu leben. So entstand die traurige Gestalt des „Nur erwerbsbürgers". Der Geist dieses Erwerbsbürgertums, das auch heute noch die größten Schichten des Volks umfaßt, läßt sich etwa folgendermaßen charakterisieren:

Der Zweck des Lebens ist der Erwerb und das höchste Ziel des menschlichen Lebens ist der Reichtum ohne obere Grenze. Darum sind alle Kräfte auf das Geschäft, auf den Erwerb zu konzentrieren. Alle andern sogenannten idealen Interessen sind lächerlich und bloß den Schwärmern, Enthusiasten und Narren zu überlassen; daher existieren für den reinen Erwerbsbürger gerade die höchsten Freuden, die uns eine weitfortgeschrittene Kultur gewährt, nicht, und auch nicht die Freude und die Begeisterung

13*

für den Fortschritt der Kultur und für die Steigerung des menschlichen Lebens. Denn das ganze Tun und Treiben des bloßen Erwerbsbürgers entspringt zumeist nur den niedern Trieben der Menschenseele.

Auch heute noch besteht die große Mehrzahl der sog. Kulturvölker und besonders auch der besser situierten Klassen aus reinen Erwerbsbürgern, denen die sozialen Probleme und Reformen unserer Zeit und jedes Interesse oder gar Begeisterung für die Erhöhung der Kultur und des Lebens völlig fern liegt. Und doch hat gerade unsere Zeit auch den hartgesottensten Erwerbsbürger aus der isolierten Burg seines Egoismus herausgeworfen. Denn alles hat sich organisiert, — und zwar vor allem in Erwerbsgenossenschaften, gerade um den Erwerb zu erleichtern und das Geschäft gewinnbringender zu machen. Und da der Streit um das Mein und Dein geht, ist der einzelne Erwerbsbürger aus seiner isolierten Selbständigkeit herausgelockt und in die Organisation hineingetrieben worden.

So roh nun dieser Kampf um das Mein und Dein ist, der nun auch noch mit kollektiver Kraft und Leidenschaft geführt wird, so ist er aber doch, wie wir schon früher sahen, für die Kultur höchst wertvoll, weil er zu einer höher organisierten Gesellschaft führen wird.

Denn auf den Kampf folgt die Harmonie, sagte schon Heraklit, und die „Harmonie der Wirtschaft kann (nach einem treffenden Wort von Franz Oppenheimer) nicht durch gegenseitiges Verzichten, sondern nur durch den Streit der Interessen geschaffen werden“. Um aber diesen Kampf aus einem rohen, mit sinnloser Leidenschaft geführten in einen mensch-

lich vernünftigen umzuwandeln, dazu bedarf es nun wieder der Sozialaristokratie, es bedarf der Führer, die mit wissenschaftlicher, vor allem soziologischer Einsicht ausgestattet, die organisierten Massen, bevor sie sich im Kampf aneinander verblutet haben, bevor sie die Leidenschaft zur Revolution getrieben hat, dem vernünftigen Ziel des „wohlgeordneten Staates" entgegenführten.

Deshalb sind für unsere Zeit, wie besonders von Wilhelm Ostwald betont worden ist, Organisatoren von der allergrößten Notwendigkeit. Davon, ob genügende Organisatoren auftreten, wird der Fortschritt unserer Kultur um so mehr abhängen, als die Regierung fast überall in den Händen der Reaktion und der konservativen Oligarchie liegt und wir daher von unsern Staatsmännern wenig erwarten können.

Ja, wir erleben das betrübende Schauspiel, daß gerade diejenigen Organisationen, die dem Kulturfortschritt den Weg bahnen, die Regierungen gegen sich haben und von ihnen im konservativen Sinn bekämpft werden.

Die Organisatoren sind also jetzt die wichtigsten aller Sozialaristokraten geworden. In ihre Hand wird es gegeben sein, ob die Macht unseres Wissens wirksam gemacht werden wird für die Wohlfahrt unseres Volkes und für den Fortschritt der Kultur oder ob sie totbleiben wird. Unsere Zeit hat ja eine solche Fülle von Kenntnissen aufgehäuft, daß deren praktische Verwertung eine Aufgabe ist, die auf Jahrhunderte hinaus die Völker beschäftigen kann. Unser Wissen ist enorm angeschwollen, an Büchern und Schriften fehlt es uns nicht. In Deutsch-

land z. B. erscheinen alljährlich nicht weniger als 28000 Bücher; über die Pädagogik allein sind im Jahre 1912 nicht weniger als 5316 Bücher und Schriften*) herausgekommen. Die meisten dieser Druckwerke werden fast gar nicht gelesen; sie verhallen wirkungslos.

Denn die Schreibseligkeit allein schafft keine neue Organisation, und während der Büchermarkt überschwemmt wird, bleibt in diesem „papiernen Zeitalter" tatsächlich alles beim alten. Wir haben viel zu viel Waffenschmiede und Schwertfeger und viel zu wenig Ritter, die die Waffen gebrauchen. Deshalb sollten alle, die sich dazu befähigt fühlen, die Feder weglegen und sich der Organisationsarbeit widmen.

Die der Kultur dienenden Organisatoren haben nun bis jetzt schon eine große Anzahl wichtiger Arbeiten unternommen. Die einen sind an die Spitze der Erwerbsorganisationen und der politischen Parteien getreten und führen so als politische Führer den Kampf um den Fortschritt in machtvoller Weise. Andere gründen neue Organisationen, z. B. Freie Schulgemeinden, Kindergärten, Settlements, Volksbildungskurse, freireligiöse Gemeinden usw. und schaffen so höhere Kulturformen, die dazu bestimmt sind, die veralteten Formen durch bessere zu ersetzen. Andere ziehen als Wanderredner umher, um durch belehrende Vorträge Aufklärung in das Volk zu tragen.

Manche schließlich sammeln die Sozialaristokratie um sich, gründen reine Gesinnungsorganisationen,

---

*) Nach Wilhelm Börner, Charakterbildung des Kindes. München 1914. S. V.

Edelbünde, die mit Erwerb nichts zu tun haben, und suchen mit Hilfe eines solchen Generalstabs der neuen Kultur die Wege zu bahnen.

Leider sind die meisten fortschrittlichen Gesinnungsorganisationen noch sehr schwach, und es fehlt ihnen vor allem an Geldmitteln, während die fortschrittsfeindlichen Bünde, die sich an die niederen, konservativen Triebe wenden, ihre Mitglieder nach Hunderttausenden zählen.

(Sozialisierung des Leidens) Hier bietet sich nun aber jedem, der die neuen Ideale begriffen hat, ein neuer Trost im Leiden; d. h. bei allen den Leiden, denen er als einzelner machtlos gegenübersteht: nämlich der Anschluß an eine solche Gesinnungsgenossenschaft.

Jedes Leiden schreit ja nach der Tat; und das furchtbarste ist, wenn wir im Leiden nichts tun können, wenn wir dem Einzelfall machtlos gegenüberstehen, mag nun dieses Leiden uns selbst oder andere treffen. Sehr richtig sagt Lexis:

> „Jeder sittlich normale Mensch fühlt sich empört, wenn nach seiner Rechtsanschauung ein anderer ungerecht behandelt wird, und er möchte auch gern etwas tun, um diese Verletzung der Gerechtigkeit abzuwenden oder zu sühnen. Freilich begnügt er sich gewöhnlich mit dem Bewußtsein dieses guten Willens."

Bis jetzt werden alle diese guten und edelmenschlichen Gefühle gar nicht ausgenutzt. Die Organisation bietet nun den Boden dafür, daß wir jedes Leiden mit der dazu gehörigen Tat verbinden können. Ist zum Beispiel jemand empört über die zahllosen Mißhandlungen und Ungerechtigkeiten,

denen Kinder und Frauen ausgesetzt sind, so wird er einem Verein für Kinderschutz, für Säuglings- oder Jugendfürsorge, der Freien Schulgemeinde, dem Verein für verwahrloste Kinder, für Jugendgerichte, für Jugendkultur, für Kinderbekleidung oder dem Bund für Mutterschutz und Sexualreform oder einem der zahlreichen fortschrittlichen Frauenvereine beitreten. Wünscht er in irgendeiner Weise an der internationalen Völkerverständigung mitzuarbeiten, so wird ihm eine pazifistische Vereinigung offen stehen; will er, daß die volle Glaubens- und Gewissensfreiheit nicht bloß auf dem Papier steht, sondern in die Wirklichkeit übergeführt werde, so wird er in dem von der Rückständigkeit so viel verleumdeten Deutschen Monistenbund und in dem internationalen Orden für Ethik und Kultur Gesinnungsgenossen, und wenn es ihm um die Förderung der soziologischen Einsicht zu tun ist, in dem Euphoristenorden Arbeitsgenossen finden. Und so steht fast jeder Spezialität des Leidens eine Kulturorganisation zur Verfügung: von den Vereinen für Leichenverbrennung bis zu den Gesellschaften für Volkskunst, für Boden- und Wohnungsreform, für Volkseugenik usw.*) — Ein jeder wird die ihm am meisten gesinnungsverwandte Organisation zu fördern suchen. Denn wer möchte es wohl über sich bringen, ohne einen Finger zu rühren, Vereinigungen

*) Einen Überblick über Organisationen gibt
Max Henning, Jahrbuch des Weimarer Kartells. Ein Handbuch der freigeistigen Bewegung Deutschlands. Frankfurt 1913; ferner
Dr. Franz Klein, Das Organisationswesen der Gegenwart. Ein Grundriß. Berlin 1913.

aus Mangel an Mitgliedern und Geld zusammenbrechen zu sehen, die seine eigenen Gedanken verfechten? —

Jedenfalls hat die Kulturmenschheit in dem Zusammenwirken gegen die Übel und Leiden, in der *Synergie*, die machtvolle Waffe gefunden, um den Augiasstall des Lebens zu säubern und den Planeten zu einem menschenwürdigen Aufenthalt umzugestalten.

Denn die Übel sind, wie wir früher sagten, soziale Krankheiten, und sie können nur auf sozialem Weg erfolgreich bekämpft werden.

Das gewaltige Mittel, das uns dazu zugebote steht, ist die *Organisation*. Da wo der Einzelne nichts vermag, dem Übel hilflos gegenübersteht und es zähneknirschend erdulden muß, da wird er mächtig und stark, wenn er sich mit seinesgleichen verbindet.

Außerdem bietet aber die Gesinnungsorganisation dem Einzelnen einen tatkräftigen und gesunden Trost, der nicht auf dem Narkotisieren beruht, sondern auf der Entäußerung des Schmerzes, mag er nun aus eigenem Leiden oder aus dem Mitleid mit fremdem Leiden hervorgegangen sein. — In den Edelbünden werden besonders auch alle, die der gemeinen Not enthoben sind, eine ritterliche Betätigung finden und jene Befriedigung, die der Mensch als geselliges Wesen empfindet, wenn er mit Gleichgesinnten und Gleichstrebenden seine Kräfte vereinigen kann.

Man kann jeden Tag ein neues Leben beginnen. Und die Zeiten, in denen es als „vornehm“ galt, von eingebildeter Höhe auf das Ringen der Mitmenschen

verächtlich und albern hinabzulächeln, diese Zeiten sind hoffentlich für immer vorbei. —

Fassen wir nun unsere Antwort auf die Frage, wie sich der Mensch in der Gegenwart dem Leiden gegenüber verhalten kann, zusammen, so sahen wir zuerst, daß von den alten vorwissenschaftlichen Mitteln die einen gänzlich unbrauchbar geworden sind, während wir die andern auch heute noch hochschätzen müssen. Zu verwerfen sind jene uralten Reaktionsweisen: das nutzlose Klagen, das Beten, Opfern und Beschwören, zu verwerfen sind alle Illusionen und Narkotika, die unsere Energie einschläfern, zu verwerfen ist aller Quietismus, die tatenlose Resignation, oder gar die Lobpreisung des Leides, die so viel geübt wurde, und zwar, wie wir jetzt wissen, zu rein quietistischen Zwecken.

Dagegen ist von den alten Mitteln noch immer hochzuhalten die großgemute stoische Ataraxia, sofern sie nicht quietistisch wirkt, und vor allem das uralte Prinzip der kraftvollen Selbsthilfe, das nun noch um so wirkungsvoller werden wird, als wir durch die moderne Wissenschaft, durch die Soziologie, ein vertieftes Verständnis für das einzelne Leiden gewinnen können. —

Zu diesen alten Mitteln hat uns dann die Gegenwart zwei neue geschenkt: Das soziologische Ideal, das uns aus blindwühlenden Alltagsfronern zu zielbewußten Arbeitern der Menschheit, das unser kleines Leben zu einem großen macht und es mit Hoffnung und religiöser Begeisterung durchglüht. Und dazu kommt als die Verkörperung des übermenschlichen oder wenigstens überindividuellen

„Sozialen Mittels“ die Gesinnungsorganisation, die unsere vom Leid und vom Mitleid zusammenge-krampften Kräfte sich frei in der Richtung unserer Idee entfalten und die uns sprechen läßt (wenn ich hier einem Goetheschen Vers einen andern Sinn geben darf):

„Verstummt der Mensch in seiner Qual,
Uns gab ein Gott die Tat im Leiden.“

Doch noch eine dritte Trostquelle kann dem Leidenden jetzt erschlossen werden: die Kunst. —

Achtzehntes Kapitel

Das Leiden und die Kunst

„Ein frohes, heitres Gemüt ist die Quelle alles Edlen und Guten; das Größte und Schönste, was je geschah, floß aus einer solchen Stimmung."
Schiller

Aus dem Gesagten wird hervorgegangen sein, daß der planmäßige Kampf gegen die Übel und Leiden nur langsam und allmählich Erfolg haben kann. Und wir werden nach wie vor darauf angewiesen sein, im Leiden Trost zu suchen, d. h. uns nach schmerzlindernden Mitteln umzusehen. Diese Mittel dürfen aber nicht narkotisch wirken, sie sollen vielmehr so beschaffen sein, daß wir dadurch zugleich ein vertieftes Verständnis des Leidens gewinnen und den Stachel zur Tat in uns aufnehmen, trotzdem aber uns getröstet und befriedigt fühlen.

Ein solches Trostmittel ist die Kunst. Das ist bekanntlich ein Gemeinplatz; es ist unzählige Male gesagt und dargelegt worden, schon z. B. von Cicero, daß die Beschäftigung mit den Künsten und Wissenschaften Trost im Leiden gewähre. Das ist gewiß sehr richtig; schon deshalb, weil die Künste und Wissenschaften uns von unsern Leiden ablenken und auf „andere Ideen bringen". — Was ich hier aber in diesem Kapitel meine und auseinandersetzen möchte, ist trotzdem etwas ganz anderes, ja gerade das Gegenteil. Die Kunst kann uns nämlich noch einen viel stärkeren Trost als durch quietistische Ablenkung dadurch gewähren, daß sie uns gerade mit aller Macht auf unser Lei-

den hinlenkt und darauf konzentriert und trotzdem oder gerade auf diese Weise befreiend wirkt.

Zu dieser Ansicht, die allerdings vollkommen neu sein dürfte, bin ich durch einen besonderen Zufall gekommen:

Als ich vor Jahren in einen Konflikt geraten war, der mich tags bei der Arbeit und nachts im Schlafe störte, kam mir zufällig ein vortrefflicher Roman in die Hände, der genau denselben Konflikt in der fesselndsten Weise und beinahe in allen Einzelheiten mit der feinsten psychologischen Analyse schilderte. Froher hat mich kaum je eine Lektüre angemutet. Je mehr ich mich in das Buch vertiefte, um so mehr fühlte ich mich erleichtert und von aller Verstimmung erlöst. Aus einem leidenden Objekt wurde ich ein anschauendes Subjekt. Der ganze Kummer fiel von mir ab wie eine häßliche Kruste von einer geheilten Wunde. Die Dichtung hatte mich „über die Sache gestellt", aus einem geplagten Untertanen des Leides hatte sie mich zu einem fröhlich interessierten Zuschauer gemacht. Dadurch wurde der Schmerz gelindert, ja zum großen Teil aufgehoben, und zwar in ästhetische Freude verwandelt.

Und ähnliche Erfahrungen haben wohl auch andere schon gemacht. So lese ich z. B. in der Biographie, die Ed. Grisebach von E. T. A. Hoffmann entwirft, daß dieser Dichter als junger Mann Schillers Don Carlos mit dem größten Entzücken nicht weniger als sieben Mal hintereinander verschlungen habe*). Dieses Interesse war aber kein bloß ob-

*) E. T. A. Hoffmanns sämtl. Werke in 15 Bänden. Leipzig, Hesse & Becker Verlag, 1906, S. XVII.

jektives, sondern zugleich ein persönliches. Denn E. T. A. Hoffmann liebte damals leidenschaftlich eine verheiratete Frau, Frau Hatt, und diese wurde ihm nun zur Elisabeth, Herr Hatt zu Philipp, sein Freund Hippel zu Posa, und er selbst empfand sich natürlich in Don Carlos wieder.

Die Kunst kann uns also dadurch, daß sie uns unseren eigenen Fall in poetischer Vertiefung vorführt, einen ungemeinen Trost gewähren, der um so mehr zu schätzen ist, als er uns nicht nur die religiösen usw. Narkotika (die außerdem auf den fortgeschrittenen Denker nicht mehr wirken) ersetzt und sogar überbietet, sondern uns *zugleich* (wenigstens bei wahren Dichtern) ein *höheres* und *objektives Verständnis* für unsern eigenen Fall ermöglicht und beibringt. (Denn ein leidender Mensch ist fast ganz ausgefüllt von seinem Leiden; er kann das Leid nicht wie etwas von außen Angeflogenes abschütteln, sondern er muß es ganz durchkosten, und dann muß er es zu objektivieren suchen.)

Schon die Wahrnehmung, daß es anderen genau ebenso ergangen ist wie uns, hat etwas Beruhigendes und Tröstendes. Wir sind nun mit unserem Unglück kein blödsinnig verwundetes Einzelding mehr, sondern ein Glied der leidenden und geplagten Menschheit. Diesen Vorteil hat schon Goethe betont. Von seiner Selbstbiographie sagt er:

> „das ist ja eben das lehrreiche solcher sittlichen Mitteilungen, daß der Mensch erfahre, wie es andern ergangen, und was auch er vom Leben zu erwarten habe, und daß er, es mag sich ereignen was will, bedenke, dieses widerfahre

ihm als Menschen und nicht als einem besonders glücklichen oder unglücklichen. Nützt ein solches Wissen nicht viel, um die Übel zu vermeiden, so ist es doch sehr dienlich, daß wir uns in die Zustände finden, sie ertragen, ja sie überwinden lernen."

Dazu kommt, daß gute Dichtungen oft eine innere (typische) Wahrheit enthalten, die wertvoller ist als die tatsächliche Einzelwahrheit, die uns das Leben in konkreten Fällen vorzuführen vermag; so daß wir einen Konflikt durch die Dichtung sogar noch in einer höheren Weise zu empfinden und zu verstehen vermögen, als wenn wir ihn am eigenen Leib erleben.

Außerdem erhält aber die soziologische Pathologie durch die Dichtkunst (und auch durch die andern Künste) eine außerordentlich bedeutsame Hilfe. Die Dichter waren die ersten, die das Feld der soziologischen Leidenslehre lange Zeit allein beackerten, bevor noch die Wissenschaft reif dazu war, in ihrer Art das Leiden einer noch höheren oder andersgearteten Betrachtungsweise zu erschließen. Deshalb ist die Kunst hier die eigentliche Pionierin und Vorläuferin der Wissenschaft gewesen und ist es bis auf den heutigen Tag. Was hier die Wissenschaft von der Kunst lernen kann, ist daher einfach durch nichts zu ersetzen.

Aber ferner wird sich hier auch eine dauernde Symbiose zwischen Kunst und Wissenschaft als höchst ersprießlich und notwendig erweisen. — Die Dichter schildern den konkreten Fall mit einer Anschauung und Kraft, die der Wissenschafter niemals erreichen kann: Denn die Wissenschaft be-

schäftigt sich mit dem Abstrakten, mit dem Gesetzmäßigen, das sie durch Induktion zu ermitteln und zu erforschen sucht; der Künstler dagegen hat es nicht mit dem Abstrakten, sondern mit dem Konkreten zu tun, er „beschreibt“ mit dem Mittel der Kunst, er liefert also den Rohstoff für die wissenschaftliche Betrachtung, und dazu noch in einer künstlerischen Form, die die Durchdringung des einzelnen Falls zu einem ästhetischen Genuß macht.

Ferner erhält die Kunst durch diese innige Verbindung mit der soziologischen Wissenschaft einen ganz neuen Sinn. — Die Vergleichung der poetischen Behandlung desselben Falls durch einzelne Dichter, die Art, wie sie den Konflikt lösen, z. B. in der guten Literatur, in der Schundliteratur, in den verschiedenen Jahrhunderten usw., läßt tiefe Blicke werfen in die gesamte Entwicklung des menschlichen Geistes, die wir auf andere Weise nicht gewinnen können. Hier fließt eine neue soziologische Erkenntnisquelle.

Ein Konflikt, der z. B. früher notwendig mit dem Tod oder Selbstmord des Helden bezahlt werden mußte, wird oft später eine ganz gleichgültige Sache. — Der Vergleich mit den erdichteten und den wirklichen Beispielen wird außerdem ergeben, wie stark oft die dichterische (d. h. die roman- oder theaterfähige) Wahrheit von der Wahrheit des wirklichen Lebens abweicht; und wahrscheinlich auch, wie unendlich viel reicher die Phantasie des Lebens ist als die kühnste dichterische Phantasie.

Und nicht nur die Dichtkunst ist für die So-

ziologie der Leiden fruchtbar zu machen. Gewiß sind das Drama, der Roman, das lyrische Gedicht und namentlich die Novelle Quellen ersten Ranges. Doch auch die andern Künste, namentlich die Musik, die Malerei, die Bildhauerei können in ganz der gleichen Weise für die Lehre von den Leiden verwertet werden. Doch wollen wir unsern Plan nicht zu weit ausdehnen und zunächst unsere Arbeit auf die Literatur beschränken.

Es handelt sich also um eine neue Art, die Dichtkunst für das Leiden nutzbar zu machen. Bis jetzt war diese Art, die Kunst zu verwerten, reine Zufallssache. Ob jemand, der unter einem ganz bestimmten Konflikt litt, diejenigen Kunstwerke fand, die genau seinen eigenen Konflikt behandelten, das war bis jetzt derart vom „Zufall" abhängig, daß es wahrscheinlich geradezu eine Seltenheit war; die Unwahrscheinlichkeit war ungefähr ebensogroß als wenn jemand, der an einer bestimmten Krankheit leidet, in einer Apotheke die erste beste Büchse, die ihm gerade in die Hände fiele, an sich nehmen würde, um sich damit zu Hause gesund zu machen.

Um nun diese Symbiose zwischen Kunst und Leiden systematisch durchzuführen, muß folgende Aufgabe gelöst werden: Für jeden einzelnen Konflikt sollen alle diejenigen Dichtwerke namhaft gemacht werden, in denen der betreffende Fall dem Dichter zum Vorwurf gedient hat; ferner die Durchführung und die Lösung, die der Dichter für richtig gehalten hat. Also z. B. in folgender Weise:

Ein Maler wird von seiner Geliebten, die er als Modell malt und wegen ihrer Schönheit

vergöttert, bei einer Feuersbrunst aus den Flammen gerettet. Das heldenhafte Mädchen aber wird dabei entsetzlich verbrannt und entstellt, so daß ihr Gesicht nur noch eine große Narbe ist. Nach schweren Qualen, die ihm die abstoßende Häßlichkeit seiner Geliebten verursacht, siegt der bessere Teil in ihm, und eine tiefere als die ästhetische Liebe gewinnt in ihm die Überhand.

(Richard Dehmel. „Das Gesicht". Novelle. Ges. Werke. Berlin 1908. 7. Bd. S. 87.)

Oder:

Ein kleiner Beamter, der eine entbehrungsvolle Jugend durchgemacht und die Bitternisse der Armut und Niedrigkeit dabei voll ausgekostet hat, tyrannisiert seine Frau und seinen Sohn in der unbarmherzigsten Weise, und zwar „in der besten Absicht", denn er will den Sohn, der nur wenig begabt ist, mit allen Mitteln in eine möglichst hohe Karriere hineinbringen. Nach dem mißglückten Examen ertränkt sich das verängstigte Kind in der Donau.

(Marie v. Ebner-Eschenbach, „Der Vorzugsschüler". Novelle aus „Spätherbsttagen". I. Bd. Berlin, Gebr. Pätel. 1901.)

In der speziellen Soziologie der Leiden werden alsdann bei jedem einzelnen Konflikt die sämtlichen Dichtungen, die diesen Konflikt zum Gegenstand haben, angegeben, teils in kurzen Auszügen, teils auch (wo die Literatur zu umfangreich ist) bloß Autor und Titel des Werks. So würden wir also z. B. für den Konflikt, der zwischen der alten und neuen Generation typisch ist, finden: Richard Voß,

„Neue Zeit", Gerhart Hauptmann, „Einsame Menschen", Turgeniew, „Väter und Söhne" usw. usw.; für den Konflikt des verschollenen und wieder heimkehrenden Ehemannes, der seine Frau in einer neuen Ehe antrifft: Tennyson, „Enoch Arden", Maupassant, „Le Retour", Waltershausen, „Oberst Chabert" usw. usw. — Außer diesen die Dichtung betreffenden Angaben, würden aber als besonders wichtig auch noch alle die geschichtlichen, tatsächlich vorgekommenen Beispiele aus dem Leben, die uns durch Biographien, Memoiren, durch die Geschichte und Völkerkunde, durch die eigene Erfahrung usw. geliefert werden, namhaft zu machen sein. Nach den berühmten Beispielen wäre es möglich, dem Konflikt einen kurzen Namen zu geben (z. B. der Konflikt Enoch Arden, der Konflikt der Elise Lensing, der Norakonflikt, usw.).

Eine solche Zusammenstellung würde außer den früher genannten Vorteilen auch noch Aufschlüsse geben, die für die praktische Betätigung der Selbsthilfe nützlich sein können. Denn wer die einzelnen Konflikte, ihre Anfänge, ihre Verschlingungen, die Möglichkeiten ihrer Lösung genau kennt, der wird natürlich die Falle des Übels viel leichter umgehen oder daraus sich befreien können als der Unwissende. Die Dichter haben ja die Gebiete des Leidens weithin durchforscht, sie sind allen Einzelheiten und Schlupfwinkeln oft mit genialer Kraft nachgegangen. —

Auch wäre es gewiß für einen jeden Dichter von Wert, wenn er die Bearbeitungen, die andere Dichter demselben Gegenstand gewidmet haben, kennen würde. Es würde sich auch zeigen, daß viele Kon-

flikte von der Dichtkunst bis jetzt gänzlich umgangen worden sind, während andere (namentlich z.B. die Sexualkonflikte) Hunderte von Bearbeitungen gefunden haben. Der Dichter würde hier sich leicht darüber orientieren können, wo neues Land liegt, und wo das Korn bis zum Überdruß ausgedroschen ist, usw.

Eine solche Bearbeitung würde also, wie ich glaube, ebenso große wissenschaftliche als praktische Vorteile mit sich bringen. — Aber es ist klar, daß eine so umfangreiche Arbeit von einem Einzelnen, der dazu noch anderweitig beschäftigt ist, unmöglich geleistet werden kann. Und damit komme ich nun zu einem besondern Zweck dieser Veröffentlichung. Ich möchte alle diejenigen, die Dichtwerke lesen, auffordern, mir kurze Inhaltsangaben in der Art der eben gegebenen Beispiele zukommen zu lassen. Besonders würde ich auch die zeitgenössischen Dichter um Angabe der Konflikte bitten, die sie in ihren Werken behandelt haben. Auch werde ich sehr dankbar sein für Hinweise auf Konflikte, die in der bildenden Kunst dargestellt worden sind.

Zur Erklärung dieser Bitte darf ich vielleicht noch folgende Bemerkung einfließen lassen. Als ich vor 25 Jahren Konflikte zu sammeln begann und nach vier bis fünf Jahren ein großes Material zusammengebracht hatte, stellten sich der Durchführung meines Planes zwei große „Widerstände" oder vielmehr absolute Hindernisse entgegen. Das erste Hindernis war der Mangel an soziologischen Kennt-

nissen, denn ich hatte diese Sammlung zunächst nach medizinischen Gesichtspunkten betrieben und erkannte nun erst bei der Bearbeitung, daß ich ein rein soziologisches Gebiet vor mir hatte, dem ich damals in keiner Weise gewachsen war. Das zweite Hindernis war die Unmöglichkeit, als einzelner die gesamte schöne Literatur oder auch nur einen erheblichen Teil davon durchzulesen. So wandte ich mich zunächst dem Studium der Soziologie zu, das ich nun seit jener Zeit ausschließlich betreibe, und ich denke auch, in der „Phasenmethode" ein wissenschaftliches Verfahren gefunden zu haben, das sich für die soziologische Bearbeitung der Übel und Leiden ganz besonders gut eignet. Aber zur Überwindung des zweiten Widerstandes konnte ich dabei natürlich die nötige Zeit nicht finden, und werde sie auch in Zukunft nicht mehr finden können, da die Vollendung der „Entwicklungsstufen der Menschheit" mich auf Jahre hinaus noch in Anspruch nehmen wird.

Falls mein Aufruf Erfolg haben sollte, könnte ich in einigen Jahren den speziellen Teil der soziologischen Leidenslehre, der ja sehr umfangreich sein wird und erst einen richtigen Begriff von dieser neuen Wissenschaft geben dürfte, dem allgemeinen Teil folgen lassen. — Allerdings wird ja dieser spezielle Teil, soweit meine Arbeit in Betracht kommt, Fragment bleiben. Es kann sich hier nur um einen ersten Wurf handeln, der, wenn die Idee sich als brauchbar erweist, später von andern zum guten Ende weitergeführt werden wird. Denn die Wissenschaft ist ja, wie alle Kultur, ein soziales Erzeugnis. Der Einzelne kann verhältnis-

mäßig nur wenig tun. Erst durch das planmäßige Zusammenwirken Vieler kann der große Bau der Wissenschaft aufgerichtet werden. Alle Wissenschaften, die Mathematik, die Astronomie, die Physik, die Chemie usw. die jetzt autoritativ und machtvoll vor uns stehen, sie alle haben klein und unscheinbar begonnen; erst die Arbeit vieler Generationen hat sie zu dem gemacht, was sie uns jetzt sind.

Neunzehntes Kapitel

Schluß

„Wollt ihr wissen, welcher unter zwei entgegengesetzten Handlungsweisen der Vorzug gebühre? Rechnet ihre guten und üblen Wirkungen zusammen und entscheidet euch für jene, die die größte Summe von Glück verspricht."

Bentham

Das Hauptergebnis unserer Betrachtungen läßt sich in dem Satz aussprechen: Fast alle Leiden des Individuums entspringen aus Krankheiten und Fehlern des sozialen Organismus, und sie müssen daher mit sozialen Mitteln bekämpft werden.

Wenn dem so ist, so wird sich zum Schluß noch die Frage erheben, ob es ein Grundübel gibt, aus dem alle andern wie aus einer gemeinschaftlichen Wurzel hervorsprießen und in dessen sozialer Bekämpfung ein „radikales" Mittel gegen die Übel und Leiden gefunden werden könnte.

Dieser Gedanke liegt um so näher, als er uns ja schon in der Schule gelehrt wurde. Im Religionsunterricht erhielten wir die Auskunft, daß die tiefste Ursache aller Leiden die Sünde ist, daß alle Übel und Leiden nur die Folgen der Erbsünde sind. — Nun ist zwar der Begriff der Erbsünde vom Standpunkte unserer jetzigen Gesittung aus durchaus zu verwerfen. Der Sohn wird, nach unserem jetzigen Rechtsbewußtsein, für das Tun seines Vaters nicht mehr als verantwortlich angesehen; denn Verdienst und Strafe sind rein „persönlich" geworden, und wir würden es als bar-

barisch empfinden, den Sohn für den Fehler des Vaters zu strafen. Der Begriff der Erbsünde entstammt eben einer niedern Kulturstufe, der sog. Verwandtschaftlichen Epoche, wo nicht nur der Sohn für die Fehler des Vaters, sondern jeder Sippengenosse (d. h. jeder Verwandte) für den Fehler jedes andern Sippengenossen verantwortlich gemacht und zur Strafe und Buße herangezogen wurde. Tötete z. B. ein Mitglied der Sippe A ein Mitglied der Sippe B, so konnte dafür jedes Mitglied der Sippe B ein Mitglied der Sippe A töten, und ein solcher Mord wurde dann nicht nur als ganz in der Ordnung von allen befunden, sondern er war sogar eine heilige Pflicht, die unter dem Namen der Blutrache allgemein bekannt ist.

In jener Epoche gab es also wirklich eine „Erbsünde“. Unterdessen aber haben sich die Rechtsanschauungen, die moralischen Begriffe vollständig geändert, wir leben nicht mehr in der Verwandtschaftlichen, sondern in den Anfängen der „Personalen Epoche“*), das Verbrechen eines Menschen und jede „Sünde“ ist nun nicht mehr eine verwandtschaftliche oder familiäre „Gruppenangelegenheit“, sondern eine rein individuale oder persönliche Angelegenheit, für die niemand als nur die Person des Verbrechers als Individuum haftet und bestraft wird.

Aber trotzdem liegt in dem Mythus von der Erbsünde eine tiefe Wahrheit, wenn nur jener Mythus richtig gedeutet wird.

Wie schon in einem früheren Kapitel gezeigt

*) Vgl. „Die Familie“

wurde, kämpfen im Menschen zwei Gewalten, eine tierische, die wir aus unserer organischen Vergangenheit mitgebracht haben, und eine menschliche Gewalt, die in unserem Innern durch die Kulturentwicklung aufgerichtet worden ist. Und der Kampf dieser beiden Gewalten und der allmähliche Sieg des Menschlichen über das Tierische ist, wie wir früher sagten, der eigentliche Sinn der Weltgeschichte. Die Erbsünde ist also nichts anderes als der Inbegriff aller tierisch-bestialischen Eigenschaften der Menschenseele, die sich dem Sieg der Menschlichkeit entgegenstemmen. —

So aufgefaßt gibt es also in der Tat eine „Erbsünde", nämlich eine Vererbung tierischer Eigenschaften, die sich mit der menschlichen Kultur nicht vertragen; und jener alte Mythus hat recht, wenn wir ihn in dem Sinn der Entwicklungslehre verstehen. —

Von dem Standpunkt der Entwicklungslehre lernen wir aber noch einem andern religiösen Mythus ein Verständnis abgewinnen, der uns ebenfalls schon in der Schule mitgeteilt wurde und dort lebhaftes Kopfzerbrechen verursachte. Nach der Lehre des persischen Religionsstifters Zarathustra (Zoroaster), die im Zendavest niedergelegt ist, gibt es in der Welt zwei große feindliche Mächte: Ahriman (oder Anromainyu) ist der Gott der Finsternis und des Bösen und der Urheber aller Übel und Leiden, Ormuzd (oder Ahura Mazdah) aber ist der Gott des Lichtes und des Guten. Beide Gottheiten bekämpfen sich mit ihren Heerscharen, und es ist die religiöse Pflicht eines jeden guten Menschen, sich dem Heere des Lichtgottes zuzugesellen und ihm zum endgültigen Sieg zu verhelfen.

Auch dieser Mythus enthält Wahrheit, wenn wir ihn unserem heutigen Wissen entsprechend auslegen. Ahriman ist dann der Inbegriff aller tierisch-bestialischen Eigenschaften, Ormuzd die Personifizierung der Menschlichkeit, und es ist für uns eine religiöse Pflicht, das Bestialische zu bekämpfen und der Menschlichkeit den Sieg zu verschaffen. —

Nun hörten wir aber in der Schule noch eine dritte Sage, die uns zeigte, wie sich die Griechen den Ursprung aller Leiden vorstellten. Diese Sage, die uns damals am wenigsten imponierte, ja geradezu lächerlich vorkam, ist vielleicht von allen die tiefsinnigste. Danach bekam Pandora von Zeus ein Faß oder eine Büchse geschenkt, in die das ganze Heer der Übel und Leiden eingeschlossen war. Der törichte Epimetheus (d. h. der Unbesonnene), hingerissen von der Schönheit des Mädchens, nahm es zur Frau und öffnete aus Neugier und Unwissenheit die Büchse, aus der nun alle Übel herausflogen und sich unter den Menschen verbreiteten.

Nach den Griechen ist also nicht die Sündhaftigkeit, nicht der böse Wille, wie die hebräische Sage meinte, der Urquell aller Übel, sondern die Unwissenheit, die Dummheit. Die Dummheit wäre danach jenes Tierische, jene „Erbsünde", die wir aus der organischen Entwicklung mitgebracht haben; und jener große Kampf, dessen erster Zuschauer Zoroaster war, spielt sich nicht ab zwischen dem Guten und Bösen, sondern zwischen der tierischen Unvernunft und der menschlichen Vernunft.

Dieser Satz, den auch der weise Sokrates zu ver-

teidigen suchte, klingt aufs erste paradox. Denn, wird man denken, dann müßte ja ein Mensch um so „tugendhafter" sein, je „intelligenter" er ist, was offensichtlich häufig nicht zutrifft. Aber so ist es nicht gemeint, der Satz bezieht sich nicht auf das Individuum, auf den einzelnen Menschen, sondern auf die Gesellschaft von Menschen, er ist nicht individualpsychologisch zu verstehen, sondern soziologisch, nämlich:

Der Mensch ist bekanntlich ein soziales Geschöpf, d. h. es sind ihm gewisse soziale — oder, was dasselbe ist, moralische — Triebe angeboren. Daneben finden sich aber auch, wie bei allen Herdentieren, egosoziale Triebe, wie Neid, Bosheit, Grausamkeit, Herrschsucht, Schadenfreude, Hochmut usw. Ob nun die einen oder andern Triebe vorwalten, das kommt ganz auf das soziale Milieu an, unter dem der Mensch lebt; d. h. auf die gesellschaftlichen Einrichtungen, unter denen er steht, kurz, auf die soziologische Atmosphäre, die er atmet.

Unter angemessenen Einrichtungen können sogar sehr tief stehende Völker, wie z. B. die Eskimos, ein friedliches und freundliches Leben führen, wenn nämlich die Gelegenheit, Böses zu tun, sehr gering, die, sich gut zu verhalten, sehr groß ist, wenn sich also die Gesellschaft ihren besonderen Lebensbedingungen ganz angepaßt hat.

Während aber bei den Eskimos diese Anpassung (auf einer niedern Kulturstufe) vollzogen ist, hat unsere gegenwärtige, hochzivilisierte Gesellschaft nicht — noch nicht — die Zeit gehabt, sich an ihre viel höheren Lebensbedingungen ebenfalls anzupassen,

und zwar aus dem sehr einfachen Grund, weil die wirtschaftlichen Fortschritte in den letzten Jahrzehnten so jäh und rasch vor sich gingen, daß die geistige Kultur dem wirtschaftlichen Fortschritt nicht zu folgen vermochte. — Anpassung der sozialen Einrichtungen an die tatsächlichen Lebensbedingungen, — das ist das ganze Geheimnis der Sittlichkeit.

Damit kommen wir nun wieder auf den Fundamentalsatz der soziologischen Leidenslehre zurück: Fast alle Leiden und Übel sind Ausflüsse sozialer Krankheiten; und je vernünftiger die gesellschaftlichen Einrichtungen sind, um so mehr wird die Gesellschaft vom Leiden befreit sein. Und in einer idealen, vollkommen vernünftig aufgebauten Gesellschaft würden die meisten unserer jetzigen Leiden verschwunden sein. In diesem (soziologischen) Sinn kann man also wirklich sagen, daß die Unvernunft, die Dummheit die Ursache unserer Leiden ist.

Wenn nun, in diesem Sinn, die Unwissenheit, die Dummheit der Urquell der menschlichen Leiden und Übel ist, dann haben wir eine Erkenntnis gewonnen, die uns mit froher Zuversicht und Hoffnung für die Zukunft erfüllen muß. Denn wenn irgendeine Richtungslinie der Kulturentwicklung feststeht, so ist es die Richtungslinie der Bewußtseinserweiterung, des geistigen Wachstums, die Richtungslinie der Entdummung (wenn man so sagen darf). Während nämlich bei den Tieren die Mitteilungsfähigkeit fehlt und jede Generation wieder da anfangen muß, wo die frühere angefangen hat, wird in der menschlichen Gesellschaft jedes

Geschlecht der Lehrer des folgenden; die Entdeckungen und Erfahrungen des Einzelnen werden Gemeingut des Ganzen, und so sammeln sich die geistigen Güter im Lauf der Jahrhunderte und Jahrtausende zu einem immer gewaltiger werdenden geistigen Reichtum an. Wenn wir das Wissen einer schweifenden australischen Horde mit der Wissenschaft eines modernen Großstaats vergleichen, so erkennen wir das ungeheure Wachstum des geistigen Besitzes. Die Zählkunst z. B., die bei den Australiern nicht über die Zahl Drei hinauskommt, ist bei uns bis zur Infinitesimalrechnung fortgeschritten; und ebenso ungeheure Fortschritte sind bekanntlich auf allen Gebieten des Wissens gemacht worden.

Es ist also kein Zweifel, daß die rohe tierische Unwissenheit durch die Wissenschaft immer mehr verdrängt wird; daß Vernunft und Wissenschaft, „des Menschen allerhöchste Kraft“ gesetzmäßig immer weiter fortschreiten. Die Wissenschaft aber ist das starke Werkzeug, mit dem wir die Wurzel aller Leiden, die Unwissenheit und die Dummheit immer mehr werden bekämpfen können. Die Wissenschaft ist ja nichts anderes als die Vernunft des Individuums, multipliziert und potenziert durch die soziale Arbeit von unzähligen der genialsten Individuen, die das Menschengeschlecht je hervorgebracht hat.

Durch die Wissenschaft ist es der Menschheit schon jetzt gelungen, die äußere Natur bis zu einem hohen Grad beherrschen zu lernen, und so wird uns nun die Macht des Wissens auch instand setzen, die Kultur zu beherrschen. Unter Kultur-

beherrschung aber verstehen wir, um diesen wichtigsten Punkt der euphorischen Philosophie (aus der ja die Leidenslehre hervorgegangen ist) nochmals hervorzuheben: die Vermenschlichung der bisher blinden Kulturentwicklung durch die wohlorganisierte und mit wissenschaftlicher Einsicht ausgerüstete Gesellschaft. Die Kulturbeherrschung ist also nichts anderes als eine höhere bewußte Form des sinnvollen Zusammenwirkens und der gegenseitigen Hilfe.

Die Richtungslinie, das Richtungsgesetz, d. h. die ganze bisherige Entwicklung spricht daher dafür, daß das menschliche Element, die Vernunft, langsam und allmählich immer mehr, wenn auch unter vielen Rückfällen und Stillständen, über die Unvernunft Herr werden wird. Wieweit allerdings die menschliche Gesellschaft fähig sein kann, das Tierische im Menschen beherrschen zu lernen, darüber kann niemand eine Prophezeiung oder ein Orakel geben. Die Pessimisten werden natürlich sogar die Möglichkeit unbedingt verneinen, die Optimisten werden sie ebenso unbedingt bejahen. Aber dem Optimisten und Pessimisten gemeinsam ist der Meliorismus. Jeder Mensch ist ja ein Meliorist, d. h. er strebt danach, die Zustände, in denen er sich befindet, stetig zu verbessern; auch der Pessimist ist tatsächlich davon nicht ausgenommen. Und gerade dem Meliorismus wird in der Soziologie eine starke Stütze erwachsen. Wer immer überhaupt fähig ist, die von der Soziologie aufgezeigten Zusammenhänge zu begreifen, der wird die Übel und Leiden nun in einem anderen Lichte sehen, er wird sie nicht mehr als für alle Zeiten

bestehende unangreifbare Notwendigkeiten be=
trachten. — Denn so wie (nicht alle, aber) die
übergroße Anzahl aller Leiden eine gemeinsame
Wurzel hat, so gibt es auch ein diese Wurzel
treffendes Mittel, und dieses Mittel ist: „die
wissende und wohlorganisierte Gesell=
schaft".

(Schwierigkeiten und Widerstände) Aller=
dings wäre es unrichtig und utopistisch, die Schwierig=
keiten zu übersehen, die sich der Kulturbeherrschung
entgegenstellen. Wir brauchen nur einen Blick
auf unsere noch halbtierische Kultur zu werfen,
die Unzahl der Übel und Leiden zu überschauen,
die zur Schande des Homo sapiens gerade diese
Gattung mehr belasten als jede andere Tiergattung,
um einzusehen, daß von hier aus bis zur wohl=
organisierten, natur= und kulturbeherrschenden Ge=
sellschaft ein weiter Weg ist, daß außerordentlich
viele und große Schwierigkeiten zu überwinden
sein werden. Es wird die Aufgabe der speziellen
Soziologie des Leidens sein, zu zeigen, in welcher
Weise und in welcher Reihenfolge diese Wider=
stände überwunden werden können, wobei natür=
lich die große Schwäche der gegenwärtigen mensch=
lichen Gesellschaft ganz besonders in Rücksicht
gezogen werden muß.

Obgleich aber, wie wir gesehen haben, die Lösung
dieser Aufgaben noch ganz besonders dadurch er=
schwert wird, daß sie alle zäh und fest zusammen=
hängen, so liegt dennoch die Möglichkeit ihrer
Lösung in der Macht der menschlichen Ge=
sellschaft. — Ja, die Macht besitzen wir schon

jetzt; es fehlt nur der Verstand, sie anzuwenden. Wenn die Menschheit den ganzen Apparat von Kräften und Mitteln, über den sie gegenwärtig schon verfügt, planvoll und sinngemäß in Tätigkeit setzen wollte, wäre der wohlgeordnete Staat in wenigen Generationen keine Utopie mehr. Die Widerstände liegen bloß noch in den Köpfen der Menschen. Hier sind sie freilich so ungeheuer, daß der Dichter bekanntlich das verzweiflungsvolle Wort geprägt hat: „Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens." Aber soziologisch ist dieser Spruch nicht gültig; die Richtungslinien der geistigen Entwicklung beweisen das Gegenteil. Die Wissenschaft wird nicht vergeblich mit der Dummheit kämpfen, auf die Dauer nicht! Denn die menschliche Dummheit ist einfach mit der menschlichen Naturanlage gegeben; sie ist keiner Zunahme, keiner Steigerung fähig, die Wissenschaft aber wächst und wächst Schritt für Schritt ewig weiter, solange es „Menschen" gibt. Sie muß also mit der Zeit die Überhand gewinnen.

Ebensowenig wie die Größe der menschlichen Unwissenheit braucht uns die Größe der Aufgaben zu erschrecken. Ein Volk wird um so höher steigen, je mehr Zukunftsaufgaben es sich stellt und tätig in Angriff nimmt. Eine Nation, die keine großen Zukunftsaufgaben vor sich sieht, die überwiegend aus konservativen Stagnanten besteht, sie ist dem Niedergang verfallen. Siegreich dagegen wird das Volk sein, das sich mit dem dämonischen Willen, sie zu lösen — große Aufgaben stellt. — Kulturaufgaben selbstverständlich. — Und unsere bisherigen Erfolge berechtigen uns zu den kühnsten

Hoffnungen. Nachdem die Menschheit so viele und ungeheure Widerstände überwunden hat, wäre es Feigheit, vor den Schwierigkeiten, die uns die heutige Weiterentwicklung bietet, zurückzuschrecken; nachdem andere Rassen und Nationen die bisher zurückgelegten Kulturstufen der Wildheit, der Barbarei und der Zivilisation schon früher erstiegen haben, wäre es für die jetzt führenden Völker des europäischen Kulturkreises eine Rassenschmach, wenn sie nicht mehr weiterkommen sollten, wenn nicht auch sie imstande wären, eine neue — vierte — Kulturstufe den bisherigen hinzuzufügen.

Widerstände sind ja dazu da, um überwunden zu werden. Welcher jahrhundertelangen Vorarbeit hat es bedurft, bis Behring das Diphtherieserum, Ehrlich das Salvarsan erfinden, bis Pegoud sich wie ein Vogel in der Luft tummeln konnte, bis der Welthandel und die Weltpost alle Völker der Erde miteinander in Verbindung bringen konnten. Und wie aus der Arbeit vieler Generationen die mittelalterlichen Dome hervorgingen, so wird schließlich auch der Bau der wohlorganisierten Gesellschaft durch das Zusammenwirken von Millionen im Laufe der Jahrhunderte hergestellt werden. Wenn wir den armseligen Besitz eines Stammes von Wilden mit dem fast unübersehbaren Reichtum vergleichen, der uns in den Riesenhallen einer modernen Weltausstellung überflutet und den Blick verwirrt, so erhalten wir eine Vorstellung von den ungeheuren Fortschritten, die auf dem materiellen Gebiet gemacht worden sind. Sollten sich, gerade auf der Grundlage dieser materiellen Macht, nun nicht auch ebenso die geistigen Güter der Gesit-

tung und Bildung vermehren lassen? Sollte diese höhere Gesittung und Bildung die menschliche Gesellschaft nicht auch schließlich dazu befähigen, das Grundproblem des Lebens, das Problem der Übel und Leiden, mit wissenschaftlicher Einsicht, zielbewußt und systematisch in Angriff zu nehmen?

Ende des allgemeinen Teils

Zu S. 25 und 176 vgl. besonders den inzwischen erschienenen Bd. VI der Entwicklungsstufen: Zähmung der Nornen, 1. Teil „Soziologie der Zuchtwahl und des Bevölkerungswesens".

Der auf S. 212 enthaltene Aufruf hatte bisher leider nur geringen Erfolg. Da ich nach dem Willen meines 1916 verstorbenen Gatten seinen Nachlaß verwalte und die späteren Bände herauszugeben haben werde, bitte ich im Sinne jener Aufforderung, mir Material zugehen zu lassen.

Betty Müller-Lyer.